

1/1972 · 1,– M
MAGAZIN DES SOLDATEN
ARMEE
Rundschau



6



8



16



20



32



37

64





66

76



82

INHALT

Mein Zugführer findet den Weg zur Soldatenstube nur beim Stubendurchgang. Ist das nicht ein bißchen wenig?
Soldat Jörg Heigert



Warum müssen eigentlich wir Soldaten mit unseren 80 Mark im Kino voll bezahlen und Studenten nur die Hälfte?
Soldat Rainer Guths

Das scheint mir auch so.
Soldatenstuben gleichen sich meist wie ein Ei dem anderen. Folglich reicht schon ein Stubendurchgang aus, ihre Einrichtung kennenzulernen. Anders ist es jedoch, was die Bewohner angeht – ihre Gedanken und Gefühle, ihre Freuden und Sorgen, ihre Fragen und Probleme. Denn da ist kein Stubenbewohner wie der andere. Und all das lernt man als Vorgesetzter nicht nur beim Kontrollieren des Schrank- und Bettenbaus oder allgemein im Dienst kennen. Dazu bedarf es engerer Kontakte.
Genau um die geht es Ihnen. Sie möchten Ihren Leutnant auch mal so ein bißchen privatim „beriechen", mit ihm über dies und das sprechen, von ihm hören, was er zu einigen politischen Fragen zu sagen hat, eben auch mal im „Rührt Euch" mit ihm zusammensitzen.
Sie haben recht.
Wie anders soll Vertrauen zueinander entstehen, wenn nicht durch die gemeinsame Beratung der Probleme und das offene, kameradschaftliche Gespräch über alles, was Sie und Ihre Kameraden bewegt? Wie anders soll ein wirkliches Kampfkollektiv entstehen, wenn nicht durch die von jedem Vorgesetzten zu fördernde und zu organisierende Gemeinsamkeit des Wollens und Tuns?
Der Ort dafür ist nicht bloß das Ausbildungsgelände oder der (Dienst-) Versammlungsraum, sondern auch die Soldatenstube – und die Methode nicht nur das Referat, sondern vor allem das individuelle politische Gespräch. Aus eigener Erfahrung weiß ich, daß viele Genossen dabei mehr aus sich herausgehen als anderswo. Und eine Diskussion im kleinen Kreis ist oft nützlicher und führt alle Beteiligten zu tieferen Erkenntnissen als manch „große" Versammlung. Wer also seine Mitkämpfer kennenlernen, sie lehren und von ihnen lernen will, der muß persönlichen Kontakt zu ihnen halten. Das gehört zum sozialistischen Leiten. Es ist ein Anspruch, den die zu hohen Leistungen bereiten Soldaten an ihre Vorgesetzten erheben. Ihr Zugführer, Genosse Heigert, hat da offensichtlich noch einiges aufzuholen. Das sollten Sie ihm ruhig sagen. Sie haben das Beste hinter sich, was Sie haben können: Die Beschlüsse des VIII. Parteitages der SED.

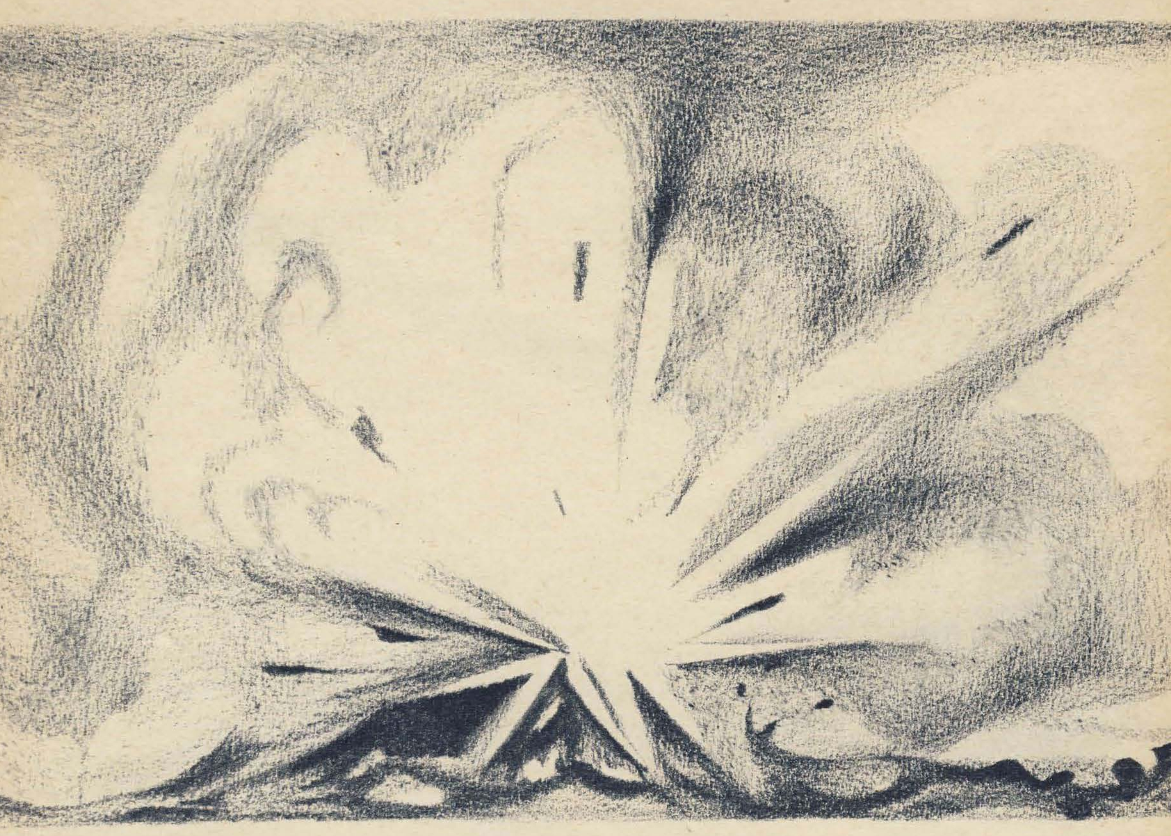
Wahrlich eine Preisfrage.
Um sie zu klären, bin ich gezwungen, eine Rechnung aufzumachen.
Studenten kriegen im allgemeinen ein Stipendium zwischen 150 und 200 Mark. Das erscheint zunächst viel gegenüber Ihrem Wehrsold. Was aber hat jeder davon zu bestreiten?
Der junge Studiosus muß sich zunächst mal von Kopf bis Fuß selbst bekleiden, während Sie das kostenlos in der Kleiderkammer tun. Dann das Essen: Frühstück, Mittag, Abendbrot. Vom Studenten in der Mensa gegen ein (wenn auch geringes) Entgelt, vom Soldaten im Speisesaal ohne einen Pfennig zu empfangen – Tagessatz (zu Industrieabgabepreisen) mindestens 4,– Mark. Oder die Unterkunft: Im Studentenwohnheim bzw. bei der möblierten Wirtin zu bezahlen, in der Kaserne frei. Außerdem werden für das Studium auch noch bestimmte Bücher und Lehrmittel benötigt, die sich jeder selbst anschaffen muß.
Und was schließlich das Kino angeht oder auch andere kulturelle Veranstaltungen, so hat sie der Soldat in seiner Kaserne meist umsonst. Und bei zwei bis drei Filmvorführungen in der Woche macht das in 18 Monaten schon einen ganz hübschen Batzen aus. Und wenn Sie sich einmal ansehen, was alles für materielle Mittel zur Gestaltung eines inhaltsreichen kulturellen und sportlichen Lebens in Ihrem Truppenteil oder auch nur in Ihrer Kompanie vorhanden sind, kommen Sie bestimmt ebenfalls zu dem Schluß, daß unsere Soldaten nicht schlecht bedient sind. Wir sollten auch diese hohen Aufwendungen als Anerkennung für ihr treues Dienen werten.

Ihr Oberst
Karl Heinz Freitag
Chefredakteur



Mit 500 PS und Brustschild gegen Sperren – der Pionierpanzer





DMITRI OSTROW

Die Stellung

Erst im Morgengrauen übergab Sergeant Kostromin an Leutnant Schitow seine bisherige einhundertfünfzig Meter lange Stellung. Als alles beendet war, schaute Kostromin ein letztes Mal auf den Graben und über das von schweren Brandgeschossen aufgewühlte Feld. Jetzt verstand er erst, wieviel Glück er gehabt hatte, denn aus seinem Zug waren schon viele gefallen.
„Das wär's", sagte Kostromin. „Nun können wir Abschied nehmen."
Er blieb noch eine Weile stehen, als versuche er sich an etwas zu erinnern, dann nahm er von der Brustwehr des Grabens eine Handvoll Erde und ließ sie vorsichtig in die flache Hand des erstaunten Schitow rieseln.
„So", sagte Kostromin „haben die russischen Soldaten einstmals ihren Grabenabschnitt vor der Ablösung an die Kameraden weitergegeben. Jetzt ist dieses Stückchen Erde euer, und ihr müßt es halten."
„Gut", sagte Schitow. „Dieser russische Brauch gefällt mir."
„Es ist kein Brauch", sagte Kostromin. „Das ist ein Schwur. Nun, dann lebt wohl!"
Sie reichten einander stumm die Hände, und bald danach war es schon so hell, daß die Soldaten die Gräben überschauen und den ausgebrannten einsamen Panzer erkennen konnten, sie sahen am Himmel einen Fesselballon schweben und das durchsichtige Netzwerk der feindlichen Stellungen.
„Ich glaube", sagte MG-Schütze Sisow, „bis zu den Deutschen sind's keine zweihundert Meter. Ja. Ganz nahe..."
Schitow warnte: „Ja, sehr nahe. Also haltet die Ohren steif, Kinder!"
„Da können Sie sicher sein! Wir lassen uns nicht lumpen!" sagte Sisow. „Bin schon seit den ersten Tagen dabei und – bedenken Sie, Genosse Leutnant! – bis jetzt nicht den geringsten Kratzer! Vielleicht erwischt's mich

mal mit einem Schlag..."
„Unsinn! Daran darf man gar nicht denken."
Bald darauf heulten wie Feuerwehrsirenen zwei Minen vorbei. Später explodierten einige Minen neben dem Graben, und Erdreich spritzte nach den verschiedenen Seiten auf, daß es ringsum wie Regen prasselte.
„Na, da geht's ja schon los", stellte Schitow fest. „Vorstellung in vier Akten."
Aufmerksam schaute er sich die Kameraden an. Ihre Gesichter waren ruhig, die Bewegungen gemächlich und sparsam. Die würde kein Geschoß ungeübt oder unvorbereitet treffen...
So verging der erste Tag. Nachts glühten am gesamten Frontabschnitt Leuchtkugeln, und an der rechten Flanke bei Schitow tackten rasend die deutschen MG. Girlanden von verschiedenfarbenen Leuchtspurgeschossen verflochten sich am Himmel und verglühten, ohne die hellen, halbzerstörten Schanzen zu erreichen. Die ganze Nacht wanderte Schitow an seinem Abschnitt hin und her, lauschte dem Gebell der MG und horchte auf das ferne Grollen der Artilleriekanonade. Ein verirrter Splitter durchschlug die Tür zu Schitows Unterstand und blieb in dessen Wäschesack stecken. Dann tagte es wieder, und Schitow legte sich schlafen. Der Himmel war bewölkt. Nebel hing wie nasse Soldatenwäsche im Gebüsch und am Drahtverhau. Irgendwo begannen die Vögel zu singen, und Schitow träumte, er sei in einem Theater, wo er lange vergebens nach seiner Frau suchte; da nahm Schitow eine Papirossa und riß ein Zündholz an, wobei er sich die Wimpern schmerzhaft versengte. Er öffnete die Augen. Ein heftiger Stoß ließ den Unterstand erbeben. Schitow erblickte seine Männer und horchte nach den Einschlägen.
„Sie schießen!"

Fortsetzung auf Seite 14

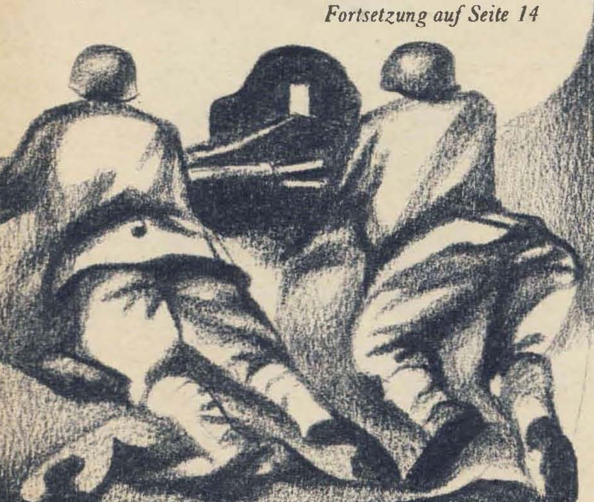


Illustration: Wolfgang Würfel



Im ovalen Feld das silberne F, das ist ihr Zeichen. Es weist auf die militärische Dienstlaufbahn hin und verrät das Metier seines Trägers: den geübten Umgang mit Munition,



Sprengstoffen und Pyrotechnik. Die Männer mit dem silbernen F gehören zum „Spezialkorps" in der Waffengattung Raketentruppen/Artillerie – ihre Dienstbezeichnung lautet

Feuerwerker

Ihre Zunft ist so alt wie die Feuerwaffen selbst. Man sagte ihnen nach, daß sie magische Kräfte hätten und mit dem Teufel im Bunde wären. Die „Artollerei" war eben Kunst und in Verbindung mit Knall, Rauch und Feuer „teufflisch Werck". Das ist lange her und niemand wird heute die Artilleristen der Zauberei verdächtigen. Aber ein bißchen Alchemie und Chemie, Dinge die dem einfachen Mann „zu hoch" waren, ließen den alten Feuerwerker in diesem Licht erscheinen. Ihre Rezepte vom Pulverbereiten und Salpeterziehen waren Wissenschaft. Der Feuerwerker von heute befaßt sich damit gar nicht. Seine Aufgabe ist es, die Pflege und Wartung der verschiedensten Munitionsarten zu betreiben, sich um den fachgerechten Transport, um die richtige Lagerung der Patronen, Granaten, pyrotechnischen Mittel sowie Raketen zu kümmern. Und nicht zuletzt obliegt dem Feuerwerker die Vernichtung überalterten Pulvers und unbrauchbarer Munition. Auch auf den Schießplätzen für Ordnung zu sorgen, was sich hauptsächlich auf Fundmunition und Blindgänger bezieht, ist seine Sache.

Die Verantwortung ist groß. Der Umgang mit Sprengmitteln erfordert ein gerüttelt Maß an Fachwissen, Besonnenheit und Entscheidungsfreudigkeit. Der Feuerwerker wird immer dann gerufen, wenn es gefährlich wird, wenn einmal ein Munitionsfahrzeug havariert, ein Versager auftritt, wenn, wenn . . .

Dann übernimmt er das Kommando und steht mit seinem Trupp – und sehr oft auch allein – am tückischen Objekt.

Wir konnten junge Feuerwerker in der Ausbildung beobachten, Ausschnitte ihres Programms kennenlernen. Sie waren Schüler der Unteroffiziersschule „Erich Habersaath" und standen kurz vor dem Abschluß des Lehrganges. Ein hohes Quantum an Theorie hatten sie bereits hinter sich, sprachen vom Sprengen wie alte Hasen und sagten zum Röhrchenpulver leichthin „Makkaroni". Was nicht bedeutete, daß sie ihre Aufgabe leicht nahmen. In der Tat, die gelbbraunen Röhren sahen Makkaroni ähnlicher denn Pulver. Harmloses Zeug, wenn es nicht mit Zündern oder Sprengkapseln in Verbindung gebracht wird. Es war überlagertes Pulver und zur Vernichtung bestimmt.

In den harten Boden hatten sie tiefe Gräben gegraben, das Pulver hineingefüllt und zum Anzünden vorbereitet. Aus entsprechender Sicherheitsentfernung steckten sie es in Brand. Hochauf schoß die Flamme, im Nu stand der ganze Graben im Feuerschein. Sekunden nur währte das Schauspiel. Der Fotoreporter mußte sich beeilen, um das Bild zu erhalten (sein Erfolg ist hiermit belegt). Ebenso schnell wie die Flamme emporzüngelte, fiel sie auch wieder in sich zusammen. Schwarze Grabenränder blieben übrig . . .

Die alten Feuerwerker würden sich im Grabe umdrehen, wüßten sie davon. Sie mußten mit dem Pulver noch anders verfahren, wenn es schlecht geworden war. Für sie war Pulver ein großer Schatz, dessen Herstellung viel Arbeit und Mühen bedeutete. So finden wir in ihren Rezepturen vorrangig auch solche, die beschreiben, wie man das Pulver wieder hoch bringt. Das Feuerwerksbuch von 1420, eine der wertvollsten alten Schriften auf diesem Gebiet, vermittelt einige Hinweise dafür. Zum Beispiel:

„Wie man verdorbenes Pulver wieder hochbringen soll.

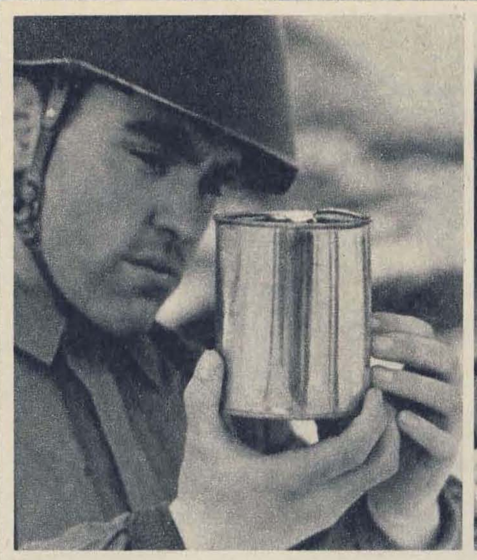
Es geschieht viel und oft, daß das Pulver durch Alter schlecht wird und die Kohle zu feucht wird, oder daß der Salpeter nicht gut geläutert ist, und daß das Pulver verdirbt. Dem sollst du also wieder abhelfen: Du sollst nehmen guten gebrannten Wein und sollst darin sieden Salbertica und Salpeter zu gleichen Teilen und sollst das Pulver also mit heiß siedendem Wein beschütten, und das danach sehr gut stoßen, und selbst nehmen irdene Häfen und die damit füllen ... und setzen in einen Backofen, der nicht zu heiß ist... So kommt das Pulver wieder zu sich selber und wird besser, als es vorher je gewesen ist."

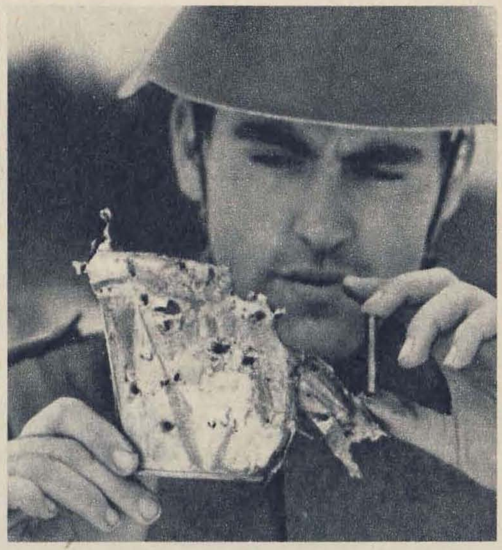
So war das. Diese Probleme hat der moderne Feuerwerker nicht zu bewältigen. Natürlich liegen ihm die fachmännische Lagerung und Behandlung des Pulvers am Herzen, so wie jenen alten. Aber „zu sich selbst kommen lassen" muß er es nicht.

Über solches und andere historischen Begebenheiten der Feuerwerkerei erzählten wir am Lagerfeuer. Woher kommt der Feuerwerker, seit wann zählt er zu den Spezialisten der Artillerie? Die jungen Genossen wußten wenig davon. Ihr Kopf ist vollgestopft mit technischen Problemen. Über 50 Zünderarten kennen sie in- und auswendig. Dazu den Aufbau der Munition







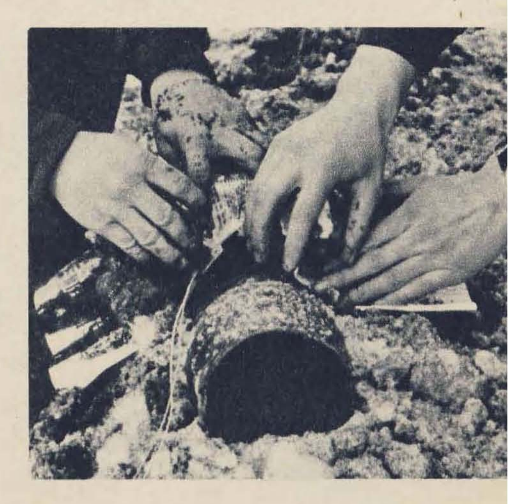


Eine Demonstration besonderer Art: Sie soll zeigen, wie gefährlich eine kleine Sprengkapsel ist. In einer Konservendose gezündet, zerfetzte sie das Blech und streute ungezählte winzige Splitter meterweit nach allen Seiten. Hüte sich jeder vor Spielereien mit Sprengmitteln! Finger weg von Fundmunition! Das wollten uns die Feuerwerker damit sagen.

und Raketen. Da bleibt für Histörchen nur die Freizeit oder Pause, wenn es einer erzählen kann. Es war interessant zu hören – einige Ausbilder konnten aus der Reserve gelockt werden –, daß die ersten Feuerwerker ranggleich neben den Büchsenmeistern standen. Und die stellten bekanntlich zu ihrer Zeit „Sonderklasse" dar. Der Feuerwerker fertigte das Kriegs- und Signalfeuerwerk, Brandpfeile und töpfe, Nebelmittel und Feuerkugeln. Nebenbei bediente er die Böller und Mörser. Sein Status als höherer Unteroffizier der Artillerie wurde erst vor guten 200 Jahren festgelegt. Von da an gibt es das Feuerwerkerkorps. Später waren sie in den Munitionsfabriken für die Füllung der Granaten verantwortlich, in den Muni-Lagern spielten sie wie heute die erste Geige, und auch auf den Schießplätzen sorgten sie für die nötige Ordnung. Auch letzteres trifft heute zu. Den Beweis dafür erhielten wir kurz darauf. Vernichten eines Blindgängers stand auf dem Programm. Zu Übungszwecken war eine Granate als „Blindgänger" ausgelegt worden. Es galt nun, nach allen Regeln der Kunst den gefähr-



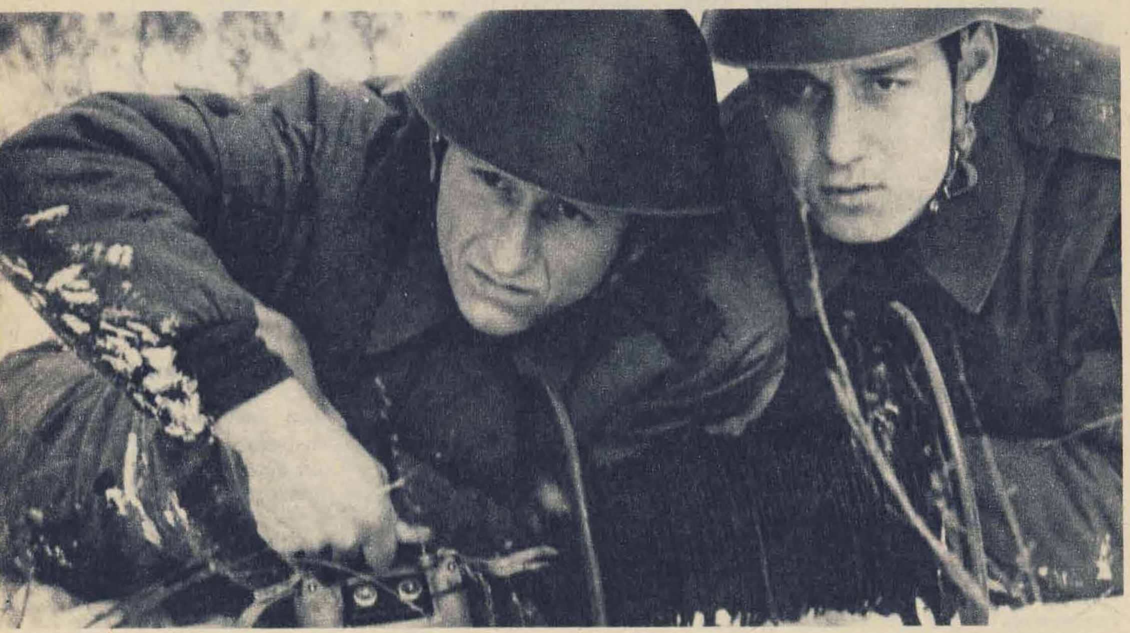
Das Schild sagt alles. Hierher darf nur noch der Feuerwerker. Der „Blindgänger" ist aufgeklärt, die Arbeit kann beginnen. Spachtel und Pinsel – aber vor allem die ruhige Hand – sind wichtige Werkzeuge beim Freilegen der Granate. Die Sprengladung wird angebracht, danach verdämmt.



lichen Fund unschädlich zu machen. Ein Sprengtrupp zog los. Am Ort der Handlung konstatierte er: „Blindgänger, 152-mm-Kaliber. Vernichten!" Alles in Deckung, befahl der leitende Oberfeldwebel. Er blieb allein. Mit Spachtel und Pinsel und ruhiger Hand legte er die Granate frei. Dann befahl er einen Helfer zu sich. Gemeinsam brachten sie die Sprengladung an und verdämmten sie. Die Zündkabel auslegen, an die Zündmaschine anschließen, war Minuten- und Routinesache. Einer stieß ins Horn – Achtung Sprengung, alles in Deckung! Ein Druck auf den Auslöser und in einigen hundert Metern Entfernung ging der „Blindgänger" hoch. Neues hatten die jungen Feuerwerker hinzugelernt. Wir aber erlebten einen interessanten Ausschnitt aus der Arbeit dieser Spezialisten. Sie dürfen das große „F" mit Stolz tragen, die „höheren" Unteroffiziere unserer Raketentruppen/Artillerie. Sie sind wichtige Leute mit einer großen Vergangenheit, auch wenn sie im Militärlexikon nicht unter F erwähnt werden. *K. E.*

Das Hornsignal warnt und fordert in Deckung zu gehen. Der Augenblick der Sprengung ist da: Ein Daumendruck, und im selben Atemzug die Erdfontäne. Der „Blindgänger" ist nicht mehr.









Welche Achtung die Büchsenmeister und Feuerwerker genossen, geht aus folgendem hervor:
Wer die Lagerordnung übertreten hatte und verfolgt wurde, durfte innerhalb von drei Tagen nicht verhaftet werden, wenn es ihm gelang, ein Geschütz zu berühren.

Fertigmachen von Munition im 17. Jahrhundert:
Dicke Folianten mit Rezepturen gehörten ebenso dazu wie Pulvermaß und Waage. Kugeln, Bomben und „Kartuschen" wurden mit genauestens abgewogenem Pulver gefüllt. Jeder Feuerwerker hatte seine eigenen Kniffe und Rezepte. Meistens hielt er sie aus „ökonomischen" Gründen vor anderen geheim.





Porträt eines Feuerwerkers aus dem 17. Jahrhundert:
Da Büchsenmeister und Feuerwerker gleichrangig behandelt wurden, beim Kriegsherrn sozusagen unter „Einzelvertrag" standen, glichen sie sich auch in der Aufmachung.
Beide führten auch als Zeichen ihrer Würde den Luntenstab, an dem das Feuer immer brannte.

Die Stellung

Fortsetzung von Seite 7

„Ballern wie verrückt, die Luderjane", bestätigte Sisow. „Schon siebenundreißig Minuten beschießen sie unseren Abschnitt."
„Dann macht mal das Grammophon an", schlug Schitow vor. „Mit Musik ist's lustiger."
„Stimmt genau", sagte einer der Soldaten und legte „Kalifornische Orangen" auf. Dreimal ließen sie die Platte laufen, aber die Feinde feuerten immer erbitterter, und so trug man das Grammophon schließlich an die Tür und legte die lautstärkste Platte auf.
Von Einschlägen hochgeschleuderte Erde senkte sich in Wolken auf die Bunker und flog über die Brustwehr in die offenen Türen der Unterstände.
Bald wurde es wieder still und alltäglich, und Schitow erwartete die Attacke. Aber die folgte an diesem Tage nicht.
In der Nacht darauf hörten Schitows Soldaten, wie hinterm Drahtverhau nahe beim Friedhof deutsche Panzer zusammengezogen wurden.
„Na, Jungs", sagte Schitow, „jetzt heißt es aufpassen! Zurück führt kein Weg mehr."
„Stimmt", bestätigte Sisow. „Weiß der Teufel, Genosse Leutnant, es geniert einen ordentlich, wenn man sich der Panik vom vorigen Jahr entsinnt.
Bald schon rollten aus dem Tal Panzer heran, schwer und ungetüm wie Elefanten, und fuhren direkt auf Schitows Graben zu. Sie feuerten aus allen Geschützen, aber man ging mit Handgranaten und Brandflaschen gegen sie vor. Knapp vorm Graben blieben zwei Panzer brennend stehen, vier weitere machten kehrt und entblößten so ihre eigene Infanterie.
Lange schoß Sisow auf die zurückrobbende feindliche Infanterie, und Schitow hockte neben einem pausenlos tackenden MG und schrieb eine Meldung an den Kompanieführer, um zwei zusätzliche Panzerabwehrkanonen zu verlangen.
Er schrieb: „Ich brauche nur zwei Panzerabwehr-Geschütze, nur zwei, und dann wird keine Macht der Welt uns von dieser Stelle vertreiben! Die halten die Stellung."
Gegen Abend kamen zwei Panzerabwehr-Kanoniere und brachten eine erbeutete Mundharmonika mit, die vorerst noch keiner zu spielen verstand.
Die Tage vergingen, in der Stellung blieb alles ruhig. Der Tabak wurde knapp. Immer häufiger führten die Soldaten Gespräche über persönliche Probleme und lasen einander die Briefe ihrer Angehörigen vor; da sie nun die feindlichen Stellungen bestens kannten, halfen sie den eigenen Aufklärern nach den günstigsten Stellen suchen, aus denen man dem Feind schaden konnte, ja mitunter begaben sie sich auch selber auf kleine Unternehmungen und legten Hinterhalte. Aber eines Abends traten die Deutschen wieder zum Angriff an. Schitow konnte im Licht der Leuchtkugeln erkennen wie sie sich aus ihren Ausgangsstellungen erhoben und in drei Ketten über das verwüstete Feld vorgingen.
Sie liefen direkt auf seine MG zu, und er fühlte, diesmal würde es besonders schwer werden, die Macht des Feindes zu brechen.
„Feuer aus allen Rohren!" befahl Schitow.
„Feuer! Feuer!"
Aber wie aufgezogen liefen die Deutschen weiter. Als sie schon ganz nahe waren, kam Sergeant Makow angerannt und keuchte:
„Wir müssen zurückweichen, Genosse Leutnant! Sind schließlich nur ein Zug, sie aber kommen mit mindestens 'nem Bataillon!"
„Dann lauf nur" sagte Schitow und musterte seine MPi. „Hast du verstanden, Makow?"
„Zu Befehl, Genosse Leutnant! Denken Sie nur nicht schlecht von mir... Sie wissen doch, ich bin sonst kein Feigling..."
„Wenn du kein Feigling bist, dann geh an deinen Platz und sag den anderen, wir kämpfen auf Leben und Tod!"
„Verstanden!" sagte Makow und bemerkte nun erst das Blut, das aus Schitows Feldbluse hervorsickerte.
„Sie sind anscheinend verwundet, Genosse Leutnant?"
„Scheint ganz so", gab Schitow zurück. „Aber auch du bist nicht dagegen gefeit. Geh also, und sag den Kameraden: Kämpfen auf Leben und Tod!"
Unter großen Anstrengungen konnte die erste Welle der Feinde dicht am Graben unschädlich gemacht werden. Die zweite Welle blieb stehen und kam an den Flanken in Verwirrung, die dritte aber geriet ins Schußfeld der Artillerie und brach im Gesträuch zusammen. Bald darauf verebbte der gegnerische Angriff ganz.
Im Morgengrauen traf Ablösung ein. Schitow übergab seine Stellung und nahm, als alles erledigt war, von der Brustwehr eine Hand voll Erde. Vorsichtig ließ er sie in die flache Hand des neuen Kommandeurs rieseln.
„So", sagte er, „hat man mich gelehrt, die Stellung an die Kameraden zu übergeben. Jetzt ist die Erde hier dein, du mußt sie halten!"
Ein letztes Mal schaute Schitow den Graben an. Eine Leuchtkugel funkelte am Himmel und senkte sich zwischen den ausgebrannten zwei deutschen Panzern nieder, die halbzerstörte Scheune und das Feld aus dem nächtlichen Dunkel reißend, in dem gewiß noch viel Menschenblut vergossen werden würde.

Aus dem Russischen von Sigrid Fischer.



Zentral(er) Rat und Anerkennung

„Ihr habt mit spitzer und parteilicher Feder an der ideologischen Front Eure ‚Waffen' eingesetzt und für Jungen und Mädchen gleichermaßen interessante, vielseitige und politisch wirksame Probleme unserer sozialistischen Landesverteidigung in jugendfrischer Art behandelt. Da ist wirklich für jeden etwas ‚in der Kiste'. Von der traditionellen Abbildung hübscher Jugendfreundinnen sollte übrigens nicht abgegangen werden, so konnten wir bei Besuchen in Truppenteilen der NVA oft hören. Mit der heutigen runden 15 rundet sich auch eine Feststellung ab: Macht weiter so, Genossen, und legt noch etwas zu!" Diese Zeilen kamen vom Zentralrat der FDJ zum 15. Geburtstag der AR. Aus gleichem Anlaß wurde dem Soldatenmagazin die „Artur-Becker-Medaille" in Gold verliehen.



Hin ...

Der um seine Haare besorgte Matrose Tank (Postsack 6/71 und 9/71) sollte eigentlich wissen: Je weniger der Mensch Haare hat, um so weiter entfernt er sich vom Affen. Außerdem weiß mindestens jeder Maler, die größten Pinsel haben die längsten Haare.
Walter Berger, Neukieritzsch

... und her

Die Meinung des Unteroffiziers d. R. Keil finde ich geistlos. Die Gründe, die er gegen den Matrosen Tank vorbrachte, sind völlig aus der Luft gegriffen. Zur Zeit ist es ja so, daß Rund- und Eckschnitte nicht gestattet sind, will man sich an diese überlieferten Bestimmungen ewig halten? Unsere Armee ist doch eine der modernsten in der Welt, da sollte man doch nicht an die Methode, ein Koppel breit über den Ohren, wie es am liebsten einige Vorgesetzte vertreten würden, festhalten. Persönlich würde ich auch einen Schnurrbart tragen!
Unteroffizier Fuhrwerk, Brandenburg

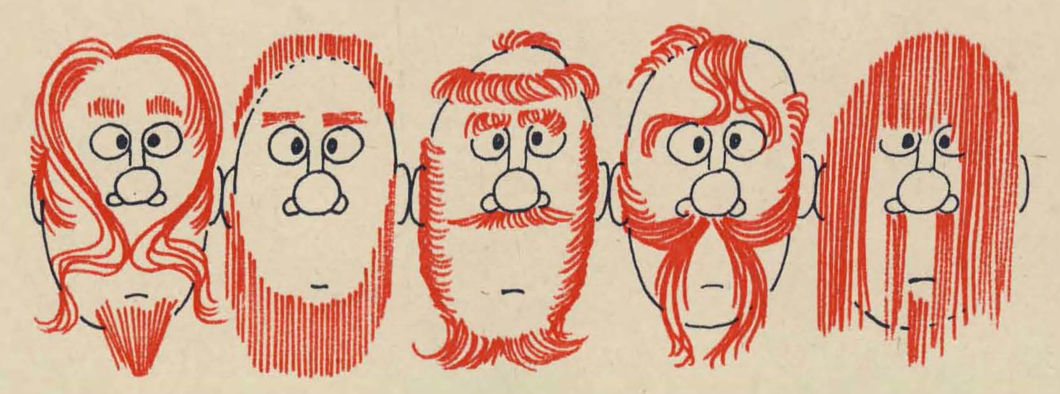
Vor dem Schaden klug sein

Gerd Unger meinte, unbedingt zwei Gefreite mitsamt ihren Vorgesetzten und der Torwache verdonnern zu können, weil sie angeblich eine kaputte Schützenschnur trugen (Postsack 10/71). Zum Glück habt Ihr die Angelegenheit wieder klargestellt, sonst wäre G. Unger noch weiter mit einem Groll im Herzen umhergelaufen. Man sollte eben nicht den Mund so sehr aufmachen, wenn man in militärischen Sachen nicht genau Bescheid weiß.
Gefr. d. R. Buntschuh, Grevesmühlen

Polnische Militärakademien

Hat die Polnische Armee auch eine Militärakademie? Wenn ja, wo befindet sie sich?
Stabsfeldwebel Rister, Erfurt

Nicht nur eine, sondern fünf Akademien haben unsere Waffenbrüder: Generalstabsakademie „Waffengeneral Karol Świerczewski", Politische Militärakademie „Feliks Dzierzynski", Technische Militärakademie „Jaroslaw Dabrowski", alle drei in Warschau, ferner die Medizinische Militärakademie in Lodz und die Hochschule der Seestreitkräfte „Die Helden der Westerplatte" in Gdynia.



Auf jede Frage eine Antwort

Ich bin begeisterter Leser der AR und lese auch immer die Beiträge auf Seite 3. Mich begeistert die Aufrichtigkeit in den Antworten und daß den Fragestellern nichts vorgeflunkert wird.
Unteroffizier Steinmann, Potsdam

Hohe Kommandeure

Ich möchte wissen, wieviel Generale die Sowjetarmee im zweiten Weltkrieg hatte.
Leutnant Weise, Frankfurt

Gegen Ende des Krieges gab es in den sowjetischen Streitkräften 12 Marschälle der Sowjetunion, 2 Flottenadmirale der Sowjetunion, 3 Hauptmarschälle, 11 Marschälle der verschiedenen Waffengattungen, 13 Armeegenerale und 5 586 Generale und Admirale.

Intelligenz bleibt auf der Strecke

„Höflichkeit im Alkohol ertränkt", nannten Sie einen Beitrag im Postsack 9/71, der das schlechte Benehmen mancher Soldaten bei der Urlaubs-Heimfahrt aufs Korn nimmt. Ja, es ist erstaunlich, wie einige Genossen nach 2, 3 Flaschen Pilsner ihren Anstand vergessen und sich dann wie dumme „Flaschenkinder" gebärden. Auch ich frage mich, wo bleibt da die Intelligenz, auf die doch jeder so große Stücke hält? Leider wird ja dann die Flegelei pauschal der Armee angekreidet, anstatt dem betreffenden Soldaten oder dem Unteroffizier.
Stabsgefreiter Herzström, Magdeburg



Wir haben's vermerkt

Angeregt durch Ihre letzten Ausgaben habe ich beschlossen, Ihre AR sofort zu abonnieren. Ich bitte, das zu berücksichtigen!
Anselm Hegenwald, Greifswald

Maßarbeit imponierte

„Mechaniker, MiGs, Maßarbeit." Dieser Artikel im Septemberheft verdeutlichte uns Lesern die Wichtigkeit der Arbeit der Mechaniker als Voraussetzung für die Sicherheit unserer Piloten. Eine gute Würdigung der Angehörigen der NVA, an die beim Anblick einer MiG nicht immer gedacht wird.
Günter Schmidt, Torgau

Braucht keinen Kohldampf zu schieben

Ich bin für die Flak-Artillerie gemustert worden, 17 Jahre alt und 1,98 m groß. Das wäre schon das erste Problem. Wie ist das mit der Verpflegung?
Stefan Sandig, Jena

Sie können unbesorgt sein, der Militärarzt wird Ihnen eine Zulage bewilligen.

Postsack-Inhaltliches

Herr Semper nimmt im Oktoberheft die zahlreichen Leser in Schutz, die sich mit den verschiedenartigsten Fragen an den Postsack wenden. Ich pflichte ihm bei. Wer sich über die manchmal simpel anmutenden Fragen mokiert, hat seinen Blick für das Leben getrübt, der weiß nicht, was die Leute denken und was sie bewegt, und vor allem hat er vergessen, wie er sich selber mal auf diese oder ähnliche Weise informierte.
Soldat Karlewatt, Dessau

Jeder Bürger, also auch ein Armeeangehöriger, darf sich mit Unklarheiten an die Presse wenden. Um so besser, wenn hier bei einem Abdruck gleich andere aufgeklärt werden.
Gisela Beitzner, Liebenwerda



Appetit geholt – und dann?

Es ist ja schön und gut, daß Sie uns mit Ihren Mädchenbildern den Mund wäßrig machen, aber was haben wir davon im Ausgang, namentlich in Eggesin und Umgebung?
Soldat Elster, Karpin



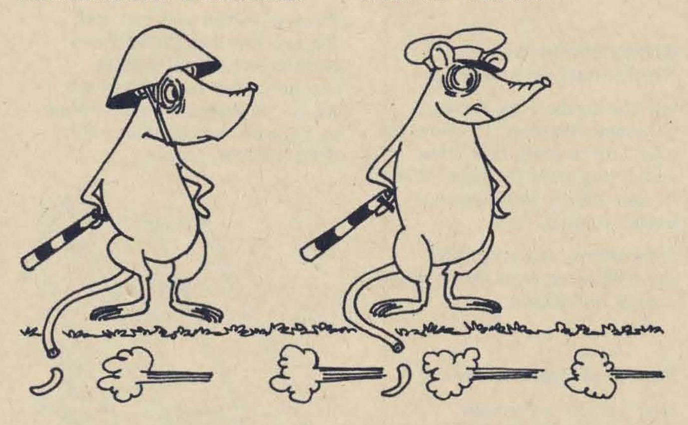
Kennen Sie schon den?

Spindkontrolle. Der Hauptfeldwebel zum Soldaten: „Mit *dem* Schrank fahren Sie mir heute nicht in den Urlaub!" – „Ich wollte ihn ja auch gar nicht mitnehmen, Genosse Hauptfeldwebel!"
Gefreiter Süßmilch, Plauen

Selbst ist der Mann

In Ihrer Ausgabe 9/71 veröffentlichten Sie im Postsack, daß entlassene Berufssoldaten nur für die Dauer ihres Dienstverhältnisses in der NVA eine Dienst- oder dienststellengebundene Wohnung zugewiesen bekommen und daß man sich danach bei den örtlichen Räten um andere Wohnräume bemühen muß. Mich interessiert hierbei, ob mit „man" die Wohnungskommission der Dienststelle oder der Wohnungssuchende gemeint ist.
Leutnant Kreutzer,
Groß-Glienicke

In jedem Falle der Wohnungsinhaber. Die Wohnungskommission – ein ehrenamtliches Gremium – kann nur in Ausnahmefällen weiterhelfen.



Illustrationen: Klaus Arndt

Keine Immunität

Neulich war ich Augenzeuge eines Verkehrsunfalls, in den auch ein LKW der NVA verwickelt war. Ein Mann, der die Szene ebenfalls beobachtet hatte, zeigte auf den Militärkraftfahrer und meinte recht abfällig zu den umstehenden Leuten: „Na, denen passiert doch gar nichts, und wenn sie zehnmal Schuld haben!" Es erhob sich kein Widerspruch. Werden Armeeangehörige bei Unfällen wirklich nicht belangt?
Isolde Gertheimer, Berlin

Der Ausspruch war entweder ein Zeichen großer Ahnungslosigkeit oder eine Verleumdung. Wie jeder Bürger, so hat auch ein Angehöriger der NVA die Verkehrsordnung zu achten und wird bei verschuldeten Delikten belangt. Er kann sogar noch zusätzlich, also härter bestraft werden, weil er gleichzeitig militärische Bestimmungen auf diesem Gebiet mißachtet hat.

Steigen unter Wasser auf

Auf den mit Kernkraft angetriebenen U-Booten der USA sind Polaris-Raketen stationiert. Mich interessieren taktische Angaben über diese Waffen.
Feldwebel Helm, Halberstadt

Die „Polaris" gehört zu den strategischen Raketen. Sie hat eine Masse von 15 t und erreicht eine Geschwindigkeit von 15000 bis 19000 km/h. Die Gipfelhöhe beträgt 730 km, die Reichweite 3000 bis 4600 km.

Das Ziel gezeigt

Seit meinem 16. Lebensjahr begleitet mich die AR. Ich finde die Zeitschrift sehr informativ und möchte Ihnen auch mitteilen, daß die AR mir sehr bei meiner Vorbereitung auf den Offiziersberuf geholfen hat. Ab 1972 werde ich in Löbau in der Fachrichtung mot. Schützenkommandeure studieren. Dafür, daß die AR mir bei dieser Entwicklung geholfen hat, möchte ich mich bei Ihrem Kollektiv bedanken.
Karsten Heyn, Görlitz

Verhinderten den 8. Mai 1945 auch nicht

Wieviel U-Boote besaß Deutschland im zweiten Weltkrieg, wieviel wurden vernichtet?
Stabsmatrose Gangwill,
Rostock

1939 waren 57 Boote vorhanden. Da die faschistische Seekriegsleitung die Wirkung überschätzte, wurden diese Torpedoträger im Kriege durch Stop aller anderen Bauprogramme in großen Stückzahlen (1153 Boote) und unterschiedlichsten Serien gebaut. 820 U-Boote waren insgesamt eingesetzt, davon gingen 718 verloren. Trotz mehrerer Überraschungserfolge hatten die Einsätze keinen kriegsentscheidenden Einfluß.

Nichts zu bemänteln

Ich bin Soldat auf Zeit und habe mir einen Sommermantel der Armee gekauft. Ich erkundigte mich, ob dieser Mantel auch von mir getragen werden darf. Andere Genossen sagen aber, dies stehe nur Berufssoldaten bzw. Offizieren zu.
Unteroffizier Reichelt,
Sonneberg

Die Letzteren haben recht. Lediglich Berufssoldaten ab Unteroffizier aufwärts ist diese Bekleidung gestattet.

... und während des Praktikums?

Innerhalb meines Fachschulstudiums befinde ich mich zur Zeit im Praktikum (3. Studienjahr). Nun bekomme ich zusätzlich 80 Mark Stipendium im Monat, weil ich Soldat auf Zeit war. Ist die Schule verpflichtet, dieses Geld auch während des Praktikums auszuzahlen?
Horst Just, Güstrow

Ja.

Drei an der Zahl

Besitzt die Sowjetunion außer dem Ka-20 noch weitere Kampfhubschrauber?
Wolfgang Böhme, Steina

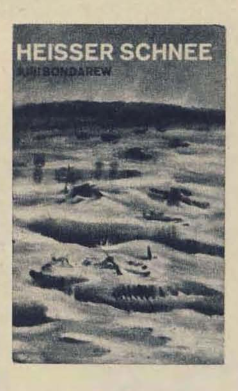
Der Ka-15 und der Ka-25 zählen auch noch dazu.



Der Dritte (DEFA)

„Ich arbeite schon zwei Jahre prognostisch, mein Arbeitsgebiet ist der Computer, der Rechner... Ich bin Mathematikerin, arbeite und denke und fühle unter den Bedingungen der wissenschaftlich-technischen Revolution. Aber – wenn mir ein Mann gefällt, wenn ich ihn brauche zum Leben, wenn ich ihn haben will, möchte, muß!?? – Dann mache ich mich aller Wahrscheinlichkeit nach immer noch lächerlich, wenn ich ihm das sage! Nein – will ich ans Ziel, muß ich ihm meine Liebe verheimlichen, mein Verlangen tief verstecken, unkenntlich machen, denn das stößt ihn womöglich ab, denn er, er ganz allein darf sich das erlauben. Ganz wie zu Großmutters Zeiten..."
Das sagt eine Frau, nicht mehr ganz jung, Mitte dreißig. Zwei Kinder hat sie, aber keinen Mann. Sie hat ein kompliziertes Leben hinter sich, aber kein außergewöhnliches. Jetzt will sie nicht mehr allein sein. Zweimal hatte sie Pech mit ihren Männern. Den Dritten, den will sie sich selbst wählen. Und dieser Dritte soll Hrdlitschka sein. Wie sie auf ihn aufmerksam wird, ihn prüft und schließlich mit ihm Hochzeit feiert, das erzählt der neue DEFA-Film von Egon Günter, entstanden nach der Erzählung „Unter den Bäumen regnet es zweimal" von Eberhard Panitz.
Ein Liebesfilm? Ja und nein. Ein Film über unser Leben und über die Liebe in unserem Leben. In der Hauptrolle: Jutta Hoffmann. *G. K.*

Juri Bondarew: „Heißer Schnee"



Man begegnet Büchern, die fesseln vom ersten Satz an. Andere machen es sich schwerer. Der Leser braucht Anlaufzeit, muß sich hineinfinden. Dieses gehört zu ihnen.
Die Situation wird im Vorspruch umrissen. Dezember 1942, Raum südwestlich Stalingrad. Die Faschisten sind in der Stadt eingekesselt. Manstein will mit einer Panzerarmee den Ring aufbrechen.
Das Buch, will es scheinen, beginnt etwas spannungslos. Eine neuaufgestellte Division unterwegs, Schneesturm, Kälte, lässige Disziplin kurz vorm Fronteinsatz, zermürbende Strapazen beim Gewaltmarsch zur Myschkowa, mancherlei Belanglosigkeit und Gereiztheit. Soldatenalltag. Der Autor stellt ein breites Personenensemble vor, vom Kommandierenden General bis zum Kanonier. Doch dann: Der Stuka-, der Panzerangriff. Die Hölle bricht los, die Front hat sie eingeholt. Die Batterie liegt in der Hauptstoßrichtung der Faschisten, die Brücke muß gehalten werden, denn hinterm Fluß ist der Weg frei nach Stalingrad. Und mit dem ersten Feuerschlag ist alles anders. Was vorher war, ist vergessen oder bekommt einen anderen Sinn. Das gewaltige Geschehen scheint die Soldaten zu überrollen, die Verluste sind ungeheuerlich, auf beiden Seiten. Die Geschütze feuern im direkten Richten, die feindlichen Panzer sind überall. Doch ebenso überall stehen die Kämpfer der Roten Armee. Das Buch fächert sich auf wie am Anfang, nur jetzt mit nicht überbietbarer Dramatik. Die Verantwortung des Soldaten und ein unvorstellbares Maß an Hingabe wird ebenso deutlich wie die Verantwortung des Geschützführers, wie die des Divisionsgenerals. Und nun geht das Buch unter die Haut. Selten sind entscheidende Momente einer Schlacht, Gedanken, Gefühle, erbarmungslose Notwendigkeiten so eindringlich dargestellt worden. Starke Charaktere zerbrechen im Grauen der Kämpfe, bislang kaum aufgefallene Soldaten wachsen über sich hinaus, zaghafte verlieren die Nerven. Recht deutlich wird, was einen Kämpfer unter solch außergewöhnlichen Umständen stark macht, kaum Ertragbares zu ertragen und in komplizierten Situationen richtig zu entscheiden. Dieses Buch bietet weit mehr als es nach den ersten 100 Seiten vermuten läßt, es verdient, gelesen, zwingt eigentlich, diskutiert zu werden.
Verlag Volk und Welt 1971, 437 S., 8,80 Mark





Horst Knietzsch: „Filmgeschichte in Bildern"

Mit dieser Publikation lädt Horst Knietzsch zu einer Wanderung durch die Filmgeschichte ein. Neben einem informativen Textteil berichten 626 Bilder vom Geschehen auf der internationalen Leinwand. Angefangen vom Jahrmarktkino über die großen Darsteller der Stummfilmzeit im europäischen Film, die ersten Chaplinfilme, die Erfindung des Tonfilms bis hin zu den künstlerischen Höhepunkten des französischen, amerikaschen, englischen und sowjetischen Films erhält der Leser einen umfassenden Überblick.
Henschelverlag, 450 Seiten, 626 Fotos, 27,50 Mark

Soldat Wolfgang Härtel



Auf Ehrenposten

Ich stehe Posten. Mit einem Soldaten meines Zuges. Dreißig Minuten lang. Heute zum fünfzigsten Male. Ehrenwache vor dem Mahnmal für die Opfer des Faschismus und Militarismus in Berlin. Den Stahlhelm in Augenbrauenhöhe, die weißen Handschuhe glattgezogen, den Karabiner geschultert, so stehe ich da. Unbewegt, starr wie die steinernen Säulen des berühmten Schinkelbaues hinter mir.
Unter den Linden flutet der Verkehr. Vom Brandenburger Tor her und vom Marx-Engels-Platz herüber.
Aus dem Strom der Tausende, die stündlich hier vorbeigehen, kommen zwei Männer auf mich zu. Einer stellt sich dicht vor mich hin, der andere links von mir. Sie schauen mich unablässig an, sprechen englisch miteinander. Ich verstehe nur „Karabiner" und „Kaliber". Die Waffe hat es ihnen angetan. „NVA-Wachregiment", buchstabiert einer die Aufschrift an meinem Ärmelstreifen. Endlich, nach ungefähr fünf Minuten gehen sie. Wollten sie mich verwirren? Wenn mir das bei meinen ersten Aufzügen passiert wäre – ich weiß nicht, ob ich da hätte so ruhig bleiben können. Jetzt aber läßt mich das kalt. Ich kann mich voll und ganz beherrschen.
Doch es ist mir nicht gleichgültig, was um mich geschieht. Ich bin ja nicht aus Stein. Selbstbeherrschung, Willenskraft, eiserne Disziplin, das habe ich mir angeeignet. Wenn ich an meinen ersten Aufzug zurückdenke . . .

Dreißig lange Minuten

Ich war mächtig aufgeregt, als ich zum erstenmal auf dem kleinen Podest stand. Ich konzentrierte mich völlig auf meine Aufgabe. Ruhig bleiben, dachte

ich, auch wenn dich die Leute noch so genau betrachten, dich aus allen Winkeln und Lagen fotografieren. Dann überlegte ich, was ich gelernt habe: Stehst du auch richtig? Nicht zu verkrampft oder die Knie zu sehr durchgedrückt? Nicht nach vorn gebeugt oder den Oberkörper verdreht? Ist der Karabiner nicht zu schräg nach hinten geneigt? Steht der linke Fuß dicht genug am Klingelknopf, mit dem wir uns verständigen, wenn wir die Waffe auf die andere Schulter wechseln wollen? Es fängt an zu regnen. Soll ich Signal geben, drei Schritte zurückzutreten, damit wir unterm Dach stehen? Doch der Regen hört auf. Als Anfänger macht man leicht etwas falsch. Du mußt dir die Fehler merken...

Während ich darüber nachdachte, verging die Zeit wie im Fluge. Was um mich herum passierte, nahm ich kaum wahr, so sehr war ich mit mir selbst beschäftigt. Ich war froh, als meine erste halbe Stunde um war. Mein Unterhemd war zum Auswringen.

Jetzt macht mir das nichts mehr aus. Ob sich schöne Mädchen vor mich hinsetzen und sich mit mir fotografieren lassen, oder ob sich ein Knirps neben mich hockt und wartet, bis ich den Klingelknopf drücke – nichts mehr kann mich ablenken.

Eine halbe Stunde stillstehen, dazu gehören Körperbeherrschung und starker Wille. Auf einmal wird der Karabiner schwer. Fast vier Kilo mit einer Hand längere Zeit ruhig halten, das ist leichter gesagt als getan. Wie gern möchte man ihn mal kurz absetzen, den Arm ausschütteln. Vor allem morgens, wenn wenig Betrieb ist. Doch das geht nicht. Also muß ich aushalten.

Manchmal möchte man den Kopf drehen, wenn z. B. bildhübsche Mädchen vorbeischwirren. Da wird man automatisch unruhig und muß an sich halten, um zu widerstehen. Ich drehe höchstens mal die Augen, schaue aber schnell wieder geradeaus. Augendisziplin! Meistens sehe ich zum Springbrunnen drüben neben dem Opern-Café.

Ein Kapitel für sich war der heiße Sommer. Die Sonne brannte uns direkt ins Gesicht. Einmal hat der Kompaniechef mittags 46 Grad gemessen, wo wir stehen. Ich habe in diesen Wochen geschwitzt wie wohl noch nie. Der Schweiß lief nur so das Gesicht herunter. Ich wußte nicht, was ich tun sollte. Zunächst hielt ich still. Als es schlimmer wurde, versuchte ich einzelne Tropfen wegzublasen. Das ging nur teilweise gut. Dann kam mir die Idee, sie eventuell beim Schulterwechsel mit der Hand wegzuwischen. Doch wie würde da der Wechsel klappen? So ging's also auch nicht. Da ließ ich den Schweiß lieber laufen.

Der Beton und wir

Wissen Sie, wie hart Beton sein kann? Ich bin kein Maurer, sondern Maschinenbauer vom „Thälmann"-Kombinat in Suhl. Aber jetzt weiß ich besser als vor meiner Einberufung: Beton ist so hart, daß er einem in die Knochen fährt und man abends todmüde ins Bett fällt.

Auf einer Betonstraße lernten wir im Sommer Exerzieren. Stundenlang, tagelang, wochenlang. Oft bei dreißig Grad und mehr Hitze. Wir bereiteten uns auf unseren ersten Großen Wachaufzug vor. Ich weiß nicht, was mehr glühte – der Beton oder unsere Füße.

Bei der Postenablösung werfen wir die Beine so hoch, daß sie mindestens waagerecht liegen; die Knie sind durchgedrückt, der Oberkörper ist aufrecht. Das will gelernt sein. Nun habe ich daheim viel Sport getrieben, bin also keineswegs 'ne Niete. Trotzdem konnte ich die Knie ewig nicht richtig durchdrücken. Du mußt das bringen, nahm ich mir fest vor. Beim Exerzieren gab ich mir die größte Mühe. Und ich habe es schließlich geschafft. Aber fragen Sie nicht, wie das in die Knochen fährt. Was man durch eisernen Willen alles erreicht.

Die Generalprobe für unseren ersten großen Auftritt bestanden wir gut. Doch am Mittwoch, beim Wachaufzug, kam der Reinfall. Der Anmarsch aus Richtung Friedrichstraße klappte. Gewehrgriffe und Wendungen vor dem Mahnmal – ebenfalls gut. Aber zum Schluß der Vorbeimarsch... Der zweite Zug wurde immer schneller, kam aus dem Tritt. Der dritte Zug, wo ich mitmarschierte, natürlich ebenfalls. Und die vielen Zuschauer – wir schämten uns. Der Kompaniechef gab uns gerade noch „Genügend". Eine bittere Pille. Unsere Schlußfolgerung: Noch intensiver exerzieren, noch härter sein als Beton in unserem Willen, die Scharte auszuwetzen.

„Ballettstunden"

Um keine Irrtümer aufkommen zu lassen: Wir sind natürlich kein Ballett, obwohl wir auch gerne tanzende Beinchen und wippende Röckchen sehen. Unsere Aufgabe ist es vielmehr, als Ehrenkompanie aufzutreten. Zwischendurch stehen wir eben Ehrenwache am Mahnmal.

Als „Ballettstunden" bezeichnen wir lediglich die Körperhaltungsübungen, die wir vor jedem Exerzieren machen. Das sind u. a. Gewichtheben, Barren- und Reckübungen sowie Liegestütze, um unsere Arm- und Beinmuskulatur zu entwickeln. Wenig beliebt ist es, zum geschulterten Karabiner noch eine 15-kg-Hantel zu tragen. Doch auch das ist nötig, um uns zu kräftigen.

Nun sollen wir nicht etwa Muskelprotze werden. Es geht einfach darum, daß wir Kraft und Ausdauer besitzen. Sport wird deshalb großgeschrieben, im Dienst und in der Freizeit. Beim Exerzieren und beim Postenstehen ist der ganze Körper angespannt, vor allem die Füße. Gute Fußpflege und paßgerechtes Schuhwerk sind dazu not-

wendig. Infolge unserer großen körperlichen Belastung wird auf unsere Gesundheit großer Wert gelegt. Ständig werden wir ärztlich überwacht und vierteljährlich untersucht, um eventuellen Körperschäden vorzubeugen.
Nicht alle Genossen bringen eine gute körperliche Verfassung mit, wenn sie Soldat werden. Manche kommen mit irgendwelchen Haltungsfehlern wie Rundrücken, Hohlkreuz, hängenden Schultern usw. Das sind Folgen ungenügender körperlicher Durchbildung in Schule und Beruf. Nach ein paar Monaten intensiver Ausbildung stellt mancher fest, daß er plötzlich zwei oder drei Zentimeter größer geworden ist. Weil er seine Körperhaltung verbessert hat. Ich bin zwar noch nicht gewachsen, doch ich beherrsche meinen Körper jetzt besser als vorher.
Wie wichtig das alles ist, merkte ich, als der Zugführer für mich einen Partner suchte, mit dem ich Posten stehen sollte. Es würde z. B. lächerlich wirken, wenn ein kleiner Dicker mit einem großen Dünnen zusammenstünde. Körpergröße, Statur, Brustumfang, Kopfform – alles sollte etwa gleich sein. Sogar solche Einzelheiten wie die Gangart und das Durchschlagen der Arme beim Marschieren spielten eine Rolle. Jetzt stehe ich meistens mit dem Soldaten Woiton zusammen. Wir haben uns so aneinander gewöhnt, als ob wir Geschwister wären.

Stummes Zwiegespräch

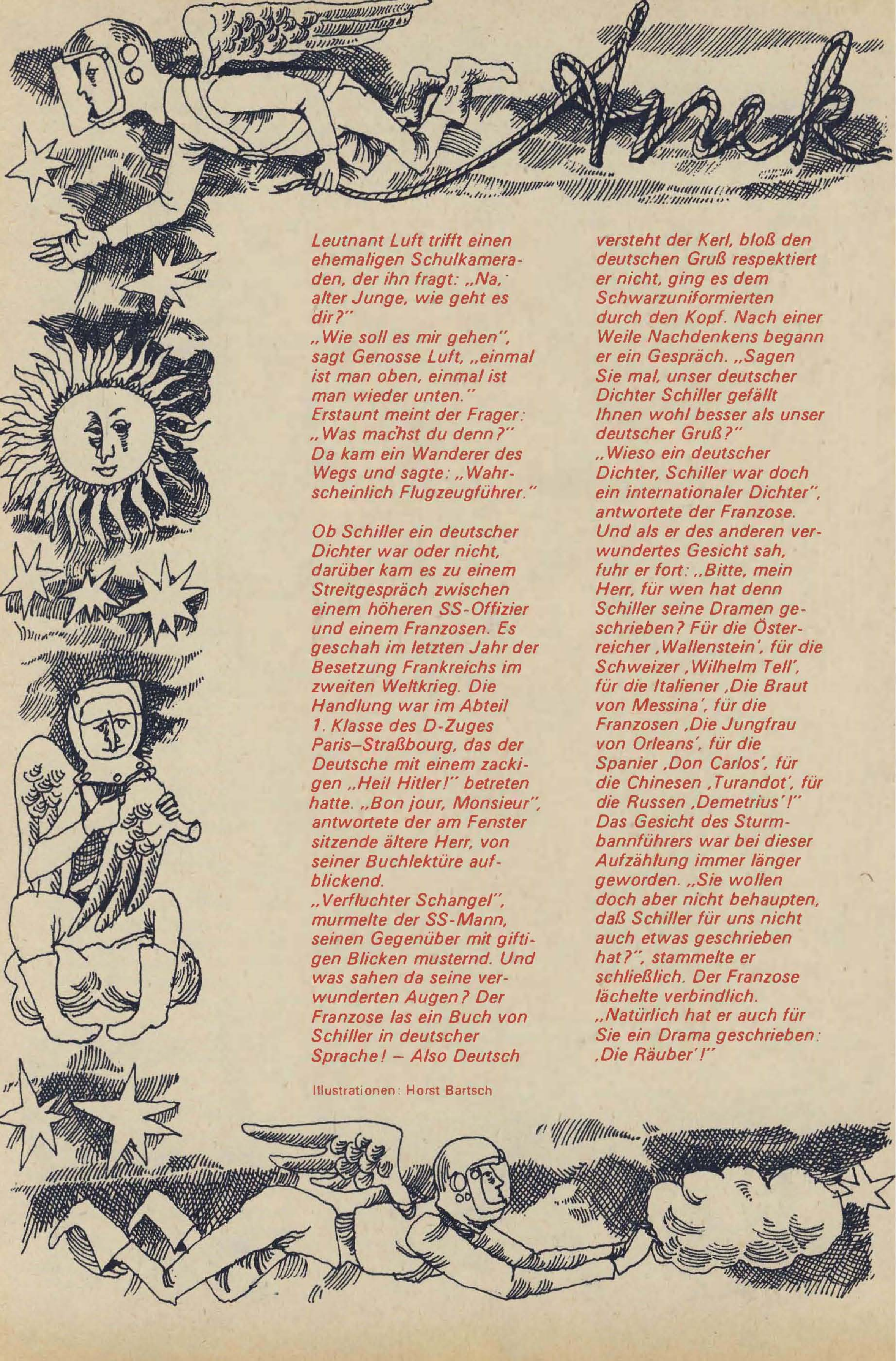
Ich komme aus dem Thüringer Wald und bin das erstemal in Berlin. Es freut mich, hier meinen Wehrdienst abzuleisten. In der Hauptstadt, dazu noch als Posten vor dem Mahnmal – das sind für mich Eindrücke, die ich wohl nie vergessen werde. Daß ich hier jedoch auch mal Bekannte aus meinem Heimatdorf treffen würde, während ich auf dem Podest stehe . . .
Genossen meines Zuges erlebten schon solche heiklen Momente.



Nicht jedesmal sind sie erkannt worden, meistens gingen ihre Bekannten weiter. Doch nicht immer geht es glimpflich ab.
Einmal „schoß" ein Genosse unseres Zuges beim Ausgang Erinnerungsfotos von uns. Da war mir schon etwas kribbelig zumute. Ich will nicht sagen, daß ich aufgeregt war, ich wußte ja Bescheid. Trotzdem strengte ich mich mehr als sonst an, um nicht zu wackeln. Ich glaube gar, daß ich etwas gelächelt habe.
Wie verhält man sich in solch einer Situation? Stillstehen, das ist klar. Doch die Versuchung ist groß...
Eines Morgens, es ging auf halb zehn, kam von der Humboldt-Universität her ein Bekannter von zu Hause auf mich zu, als ich Posten stand. Nicht irgendwer, sondern Genosse Arno Klett, mein ehemaliger Schuldirektor. Er hat mich sofort erkannt und winkte mir zu.
Was tust du jetzt, durchfuhr es mich. Wie gern hätte ich mich mit ihm unterhalten, was es daheim Neues gibt, Grüße an Mutter und Geschwister. Doch nichts. Auch er schwieg. Er schien nicht erwartet zu haben, mich hier zu sehen. So standen wir uns eine Weile gegenüber und führten ein stummes Zwiegespräch. Ich weiß nicht, ob ich nicht doch mit den Augen gezwinkert habe. Er ging dann weiter. Mir fiel ein Stein vom Herzen, weil ich mich so beherrschen konnte.

Wie wir die Leute sehen

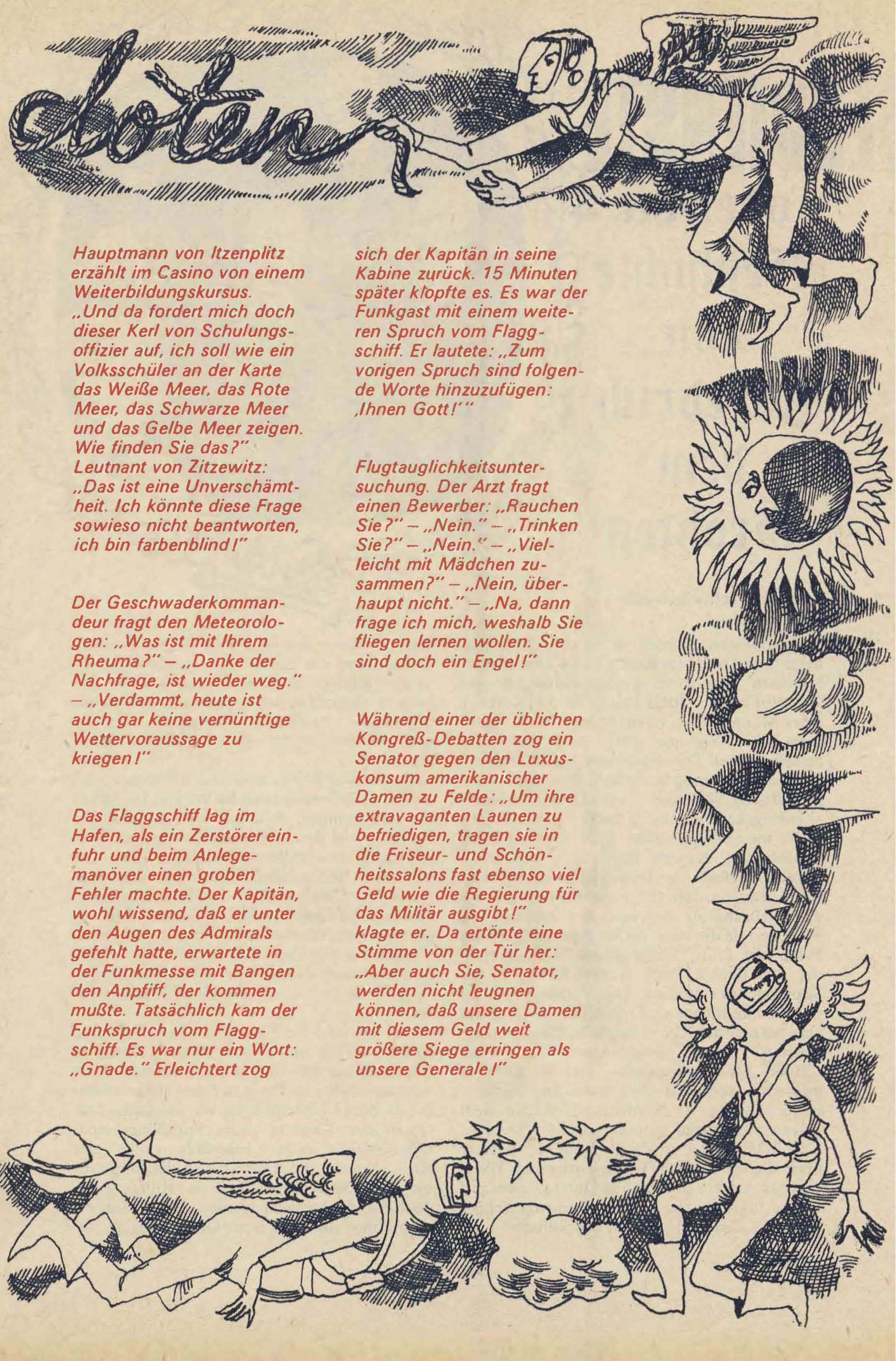
Als Ehrenposten repräsentieren wir die Nationale Volksarmee und damit unseren Arbeiter-und-Bauern-Staat. Das ist eine hohe Verpflichtung. Wir bemühen uns, sie ehrenvoll zu erfüllen. Jeder kann sich davon überzeugen. Wie aber sehen wir die Hauptstädter und ihre zahlreichen Gäste aus nah und fern?
Eine Mutter zeigt auf meine glänzenden Stiefel und sagt ihren Kindern: „Seht mal, so müßt ihr eure Schuhe auch immer putzen."
Kinder und Erwachsene ahmen unsere stramme Haltung nach oder probieren, meistens nach der Postenablösung, den Exerzierschritt aus.
Eine junge Frau stellt sich dicht vor mich hin und sagt ihrem Kind: „Schau mal, der Soldat darf nicht lachen, nicht weinen, nicht sprechen, sich nicht bewegen, nicht mal grinsen."
Und da soll man keine Miene verziehen!
Westberliner Reisebusse fahren langsam heran. Viele Leute fotografieren oder filmen schon aus dem Bus heraus.
Ein BRD-Bürger spricht einen Posten mehrfach an, erhält jedoch keine Antwort. Da fragt er einen in der Nähe stehenden Volkspolizisten, der uns das hinterher erzählt:
„Genosse Kamerad", so redet er ihn an. „Warum sagt der Soldat nichts? Der ist aber stur." Weiß der Mann nicht, daß ein Ehrenposten nicht sprechen darf? Oder mimt er nur den Unwissenden?
Ein amerikanischer Offizier fragt unseren Zugführer, ob er sich nicht mit ihm fotografieren lassen wolle. Ein Erinnerungsfoto? Oder um uns damit lächerlich zu machen? Der Zugführer lehnt das Ansinnen höflich, aber bestimmt ab. Was haben wir mit denen gemeinsam?
Angehörige der US-Armee sehen der Postenablösung zu. Sie stehen genau dort, wo wir zurückmarschieren. Jeder Schritt ist berechnet. Doch die Amis bleiben stur stehen. Wir sind darum nicht verlegen. Der Wachhabende hat uns vorher nochmal aufmerksam gemacht, den Exerzierschritt bis zum Schluß ordentlich auszuführen. Wir marschieren gerade drauflos. Die Amis müssen zur Seite springen. Vor Wut spuckt einer dem ersten Soldaten auf die Stiefel.
Einige Posten wurden von Amis schon angespuckt und abends mit der Taschenlampe geblendet. Oft beobachten wir, daß Besucher aus dem Westen solche Szenen filmen. Wenn wir uns da aus der Ruhe bringen lassen, wird das drüben womöglich groß ausgeschlachtet. Dafür ist Springers Pressemeute sehr zugänglich. Deshalb lassen wir uns durch solche Mätzchen nicht beeinflussen.
Besonders interessiert beobachten wir natürlich NVA-Angehörige. Den meisten merkt man an, daß sie wissen, wie man sich hier verhält. Doch es gibt auch andere. Mit Zigarette im Mund und Händen in der Hosentasche gehen sie ins Mahnmal. Manche scheinen nicht mal zu wissen, daß man einen Ehrenposten grüßt. Und mit welchen langen Haaren einige herumlaufen...
Das sind gewiß Einzelbeispiele. Sie fallen uns dadurch auf, weil es eben Ausnahmen sind. Die meisten Leute benehmen sich so, wie es sich an solch einer Stätte gehört. Dazu ein Beispiel, das ich bei einem Aufzug erlebte:
Von der Staatsoper herüber kommt ein älteres Ehepaar, vielleicht sechzig Jahre. Die beiden sehen uns eine Weile an, dann treten sie ins Innere des Mahnmals. Bevor sie die paar Stufen hinuntergehen, nimmt der Mann den Hut ab und hält ihn in der Hand. Schweigend verharren sie einige Minuten vor der ewigen Flamme, die dort lodert, betrachten die Kränze und lesen die Aufschriften auf den Schleifen. Beim Hinausgehen setzt der Mann seinen Hut wieder auf.
Eine kleine, alltägliche Begebenheit. Bei jedem Aufzug erleben wir sie x-mal. Sie zeigt das Denken, Fühlen und Verhalten der Bürger unseres Staates. Ob ältere Leute oder junge Menschen – sie wissen, was sie den Opfern schuldig sind, für die wir Ehrenwache halten.



Leutnant Luft trifft einen ehemaligen Schulkameraden, der ihn fragt: „Na, alter Junge, wie geht es dir?"
„Wie soll es mir gehen", sagt Genosse Luft, „einmal ist man oben, einmal ist man wieder unten."
Erstaunt meint der Frager: „Was machst du denn?"
Da kam ein Wanderer des Wegs und sagte: „Wahrscheinlich Flugzeugführer."

Ob Schiller ein deutscher Dichter war oder nicht, darüber kam es zu einem Streitgespräch zwischen einem höheren SS-Offizier und einem Franzosen. Es geschah im letzten Jahr der Besetzung Frankreichs im zweiten Weltkrieg. Die Handlung war im Abteil 1. Klasse des D-Zuges Paris–Straßbourg, das der Deutsche mit einem zackigen „Heil Hitler!" betreten hatte. „Bon jour, Monsieur", antwortete der am Fenster sitzende ältere Herr, von seiner Buchlektüre aufblickend.
„Verfluchter Schangel", murmelte der SS-Mann, seinen Gegenüber mit giftigen Blicken musternd. Und was sahen da seine verwunderten Augen? Der Franzose las ein Buch von Schiller in deutscher Sprache! – Also Deutsch versteht der Kerl, bloß den deutschen Gruß respektiert er nicht, ging es dem Schwarzuniformierten durch den Kopf. Nach einer Weile Nachdenkens begann er ein Gespräch. „Sagen Sie mal, unser deutscher Dichter Schiller gefällt Ihnen wohl besser als unser deutscher Gruß?"
„Wieso ein deutscher Dichter, Schiller war doch ein internationaler Dichter", antwortete der Franzose. Und als er des anderen verwundertes Gesicht sah, fuhr er fort: „Bitte, mein Herr, für wen hat denn Schiller seine Dramen geschrieben? Für die Österreicher ‚Wallenstein', für die Schweizer ‚Wilhelm Tell', für die Italiener ‚Die Braut von Messina', für die Franzosen ‚Die Jungfrau von Orleans', für die Spanier ‚Don Carlos', für die Chinesen ‚Turandot', für die Russen ‚Demetrius'!"
Das Gesicht des Sturmbannführers war bei dieser Aufzählung immer länger geworden. „Sie wollen doch aber nicht behaupten, daß Schiller für uns nicht auch etwas geschrieben hat?", stammelte er schließlich. Der Franzose lächelte verbindlich.
„Natürlich hat er auch für Sie ein Drama geschrieben: ‚Die Räuber'!"

Illustrationen: Horst Bartsch



Hauptmann von Itzenplitz erzählt im Casino von einem Weiterbildungskursus. „Und da fordert mich doch dieser Kerl von Schulungsoffizier auf, ich soll wie ein Volksschüler an der Karte das Weiße Meer, das Rote Meer, das Schwarze Meer und das Gelbe Meer zeigen. Wie finden Sie das?" Leutnant von Zitzewitz: „Das ist eine Unverschämtheit. Ich könnte diese Frage sowieso nicht beantworten, ich bin farbenblind!"

Der Geschwaderkommandeur fragt den Meteorologen: „Was ist mit Ihrem Rheuma?" – „Danke der Nachfrage, ist wieder weg." – „Verdammt, heute ist auch gar keine vernünftige Wettervoraussage zu kriegen!"

Das Flaggschiff lag im Hafen, als ein Zerstörer einfuhr und beim Anlegemanöver einen groben Fehler machte. Der Kapitän, wohl wissend, daß er unter den Augen des Admirals gefehlt hatte, erwartete in der Funkmesse mit Bangen den Anpfiff, der kommen mußte. Tatsächlich kam der Funkspruch vom Flaggschiff. Es war nur ein Wort: „Gnade." Erleichtert zog sich der Kapitän in seine Kabine zurück. 15 Minuten später klopfte es. Es war der Funkgast mit einem weiteren Spruch vom Flaggschiff. Er lautete: „Zum vorigen Spruch sind folgende Worte hinzuzufügen: ‚Ihnen Gott!'"

Flugtauglichkeitsuntersuchung. Der Arzt fragt einen Bewerber: „Rauchen Sie?" – „Nein." – „Trinken Sie?" – „Nein." – „Vielleicht mit Mädchen zusammen?" – „Nein, überhaupt nicht." – „Na, dann frage ich mich, weshalb Sie fliegen lernen wollen. Sie sind doch ein Engel!"

Während einer der üblichen Kongreß-Debatten zog ein Senator gegen den Luxuskonsum amerikanischer Damen zu Felde: „Um ihre extravaganten Launen zu befriedigen, tragen sie in die Friseur- und Schönheitssalons fast ebenso viel Geld wie die Regierung für das Militär ausgibt!" klagte er. Da ertönte eine Stimme von der Tür her: „Aber auch Sie, Senator, werden nicht leugnen können, daß unsere Damen mit diesem Geld weit größere Siege erringen als unsere Generale!"

VERDIENSTE oder die Geschichte von Friedrich dem Größten

Von Heinz Britsche

Todesanzeigen, so groß und so viel wie sie sich heute kaum noch ein König leisten könnte, verkündeten kürzlich in großen Zeitungen und Zeitschriften der BRD das Ende der Karriere eines Mannes. Sein bürgerlicher Name: Wolfgang Pohle. Wer mag nur die vielen Tausender für die riesigen Traueranzeigen bezahlt haben? Des Rätsels Lösung ist einfach, denn schließlich steht dessen Name darunter. Mit diesem Mann allerdings kann sich heute in der Tat kein König mehr messen, höchstens noch der Ölscheich Sabbah von Kuweit und der Tankerkönig Onassis. Selbst die berüchtigten amerikanischen Ölmilliardäre Hunt und Getty liegen auf der Weltrangliste der reichsten Männer der Welt, wie sie die New Yorker Agentur Maurice Feldmann führt, hinter jenem BRD-Bürger, der den fünften Platz in der Kategorie der Superreichen einnimmt. Sein Vermögen nimmt täglich mindestens um 1,2 Millionen DM zu, was bekanntlich bei einem achtstündigen Arbeitstag einem Stundenlon von etwa 150000 Mark entspräche. Das verdient er immerhin noch mit 88 Jahren. Sein Grundbesitz ist größer als Nordrhein-Westfalen. Sein privates Vermögen kann nur geschätzt werden. Von 8 Milliarden ist da die Rede, er ist Herr über die drittgrößte Wirtschaftsmacht Westeuropas und kontrolliert 330 Unternehmen mit einem Jahresumsatz von zusammengerechnet 18 Milliarden DM. 300000 Beschäftigte – mit ihren Familien sind es etwa 1 Millionen Menschen – sind von diesem Manne abhängig. Er ist kein König, und doch beherrscht er ein Imperium, weshalb er sich nicht ungern „Friedrich der Größte" nennen läßt. Er stiftete auch die größte Todesanzeige, auf der u. a. geschrieben stand:

„Herr Doktor Pohle, aus seiner früheren Tätigkeit im Ruhrbergbau und als Vorstandsmitglied der Mannesmann AG, mit dem Steinkohlenbergbau und der Stahlindustrie vertraut, war seit 1959 Generalbevollmächtigter und seit 1. Januar 1965 persönlich haftender geschäftsführender Gesellschafter der Friedrich-Flick-Kommandit-Gesellschaft. Unvergessen sind sein persönlicher, rückhaltloser Einsatz und seine Tätigkeit in der Verteidigung für Dr. Friedrich Flick und seine Mitarbeiter in dem Nürnberger Prozeß vor dem amerikanischen Militärtribunal."

Wenn das auch kein Verdienst sein soll, einen Friedrich Flick und seinen Vetter Kaletsch in Nürnberg vor dem Galgen zu bewahren? Doch wie kam überhaupt Pohle zu dieser außerordentlichen Ehre? Überspringen wir die ersten Stationen der Karriere dieses Sprößlings eines Oberregierungsrates. Jedenfalls wollte der Rechtsanwalt und Chefjustitiar des Bergbauvereins 1939 Reserveoffizier in Hitlers großdeutscher Wehrmacht werden. Doch dann erschien ihm der Weg zum General länger als

zum Generaldirektor. Rechtzeitig erhielt er nach dem Überfall auf Polen von den Mannesmann-Generalen Zangen und Winckhaus einen Wink an der Front. Pohle gibt darüber selbst Zeugnis: „Ich stellte mich in einer dreckigen Unteroffiziersuniform vor und begann dann noch vor Beginn des Frankreich-Feldzuges meine eigentliche Tätigkeit als Unternehmer". Jetzt konnte er wieder Anzüge von feinstem Tuche tragen. 1944 hatte er es dann zum „General" gebracht, nämlich zum Generalbevollmächtigten von Mannesmann. Den Krieg aber konnte er auch von dieser Dienststellung aus nicht mehr gewinnen. Immerhin gelang es ihm 1945, auf freiem Fuß zu bleiben. Das war die Zeit, in der ihm ein anderer Industriekapitän, Herrmann Reusch, ansprach: „Er ließ mich kommen, und sagte mir: in den Werken können wir jetzt wenig machen. Mir scheint, die wichtigste Aufgabe auch im Interesse der Wahrung des Ansehens der deutschen Industrie ist, daß Sie, wenn Sie Zeit haben, und sich zur Zeit bei Mannesmann doch nicht betätigen können, nach Nürnberg gehen und auf die Industrieprozesse achten. Ich kann nicht alle von unseren Zunftgenossen leiden, aber Herrmann Reusch hat Korpsgeist, er möchte sich nicht nachsagen lassen, daß er sie im Stich gelassen hätte."
Reusch zahlte und Pohle ging nach Nürnberg, um Hitlers Wehrwirtschaftsführer zu verteidigen. „Aus dieser Zeit stammt mein besonders vertrauensvolles Verhältnis zu Flick", gab er Reportern des „Industriekuriers" zu Protokoll. „Ich bin dann jahrelang der Mann gewesen, der immer zu Flick Zugang hatte und seinem Gefängnis in Landsberg."
Pohle mühte sich eifrig, seinen künftigen Herrn und Gebieter von aller Schuld reinzuwaschen. Die amerikanischen Militärrichter klagten den Großindustriellen Flick an, er habe rücksichtslos 40000 ausländische Arbeiter, Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge als billigste Arbeitssklaven bis aufs Blut ausgebeutet. Die Beweisaufnahme dokumentierte, daß Flick ebenso wie sein Vetter Kaletsch, die Hauptschuld an den Mißhandlungen und den Tod zahlreicher Häftlinge treffen. „Die Beweise in den Akten erlauben keinen Zweifel daran, daß die Zwangsarbeiter und die Kriegsgefangenen in den Ruhrbergwerken des Flickkonzerns unter schrecklichen Bedingungen ausgebeutet wurden, und daß Krankheit und Tod in ungeheurem Ausmaß die Folgen dieser Bedingungen waren." So steht es in den Dokumenten des Militärgerichtshofes Nr. 4 der Vereinigten Staaten von Amerika. Doch Pohle behauptete, von all diesem Schrecklichen hat der arme Friedrich nichts gewußt. Woher sollte dieser auch das Sklavenarbeitsprogramm des Dritten



Reiches kennen? Nun ja, zugegeben, er war ein persönlicher Freund von Göring und schenkte ihm zu den Geburtstagen ein Paar Gemälde alter Meister, wofür sich Herrmann revanchierte und Flick etliche Werke in den von Nazis okkupierten Teilen Europas großzügigerweise überließ. Es ging eben nicht anders, sagte Friedrich Flick in dem Prozeß: „Man mußte bis zu einem gewissen Grade die Sprache der Nazipartei sprechen und, wie man sagt, mit den Wölfen heulen." Für Pohle blieb Friedrich Flick über alle Zeiten hinweg ein Ehrenmann. Wer gibt sich auch schon mit solchen Kleinigkeiten ab, daß auf Flicks Zeche „Hugo" die durch Arbeit oder Prügel zu Tode gebrachten kriegsgefangenen Russen in Einschlagpapier verscharrt wurden; daß der unliebsame Journalist Becker-Strecker von Rautenstrauch, der einige Wahrheiten über Flick veröffentlichen wollte, mit Hilfe der Gestapo zur Strecke gebracht wurde. Kleinigkeiten.

Wenn es allerdings darum ging, die französische Hütte „Rombach", wie schon vorher das jüdische Petscheck-Vermögen, in seinen Besitz zu bringen, dann engagierte sich natürlich der Boß höchstpersönlich. Und so saß er bei Göring und Himmler, bei den Reichsministern Funk und Speer, um die Hütten und Stahlwerke von Lothringen ebenso wie am Dnepr in seinen Besitz zu bringen. Stets verwies er dabei auf sein Talent, auf die Bilanz seiner Erfolge. In der Tat, Friedrich Flick hatte es zu was gebracht. Im ersten Weltkrieg machte er mit heimlich beiseite geschafftem Schrott sein erstes großes eigenes Geschäft. Die Inflation, die für Millionen bitterste Not und Elend bedeutete, schwemmte ihm nach oben. Der Weimarer Republik drehte er für hundert Millionen Reichsmark ein Aktienpaket der Gelsenkirchener Bergwerks AG an, das in Wirklichkeit ganze 30 Millionen Mark wert war. Schon 1945 besaß er 3 Milliarden Mark und kontrollierte 132 Großbetriebe mit insgesamt 9 Milliarden Mark Kapital. Natürlich wurde ein so „tüchtiger Mann" wie Flick als einer der ersten von Hitler zum Wehrwirtschaftsführer ernannt.

Dann kam das bittere Jahr 1945. Flick kam ins Gefängnis, und die Mehrzahl seiner Betriebe, die auf dem damaligen Gebiet der sowjetischen Besatzungszone lagen, wurden Volkseigentum. Brandenburg und Hennigsdorf, Freital und Gröditz, Lauchhammer und Bautzen, Riesa und die Max-Hütte in Unterwellenborn. Aber Flick brauchte nicht lange die gesiebte Luft von Landsberg zu atmen, und Sulzbach, das Städtchen mit Flicks verbliebenem Hüttenwerk, verlieh ihm schon 1953 die Ehrenbürgerwürde.

Der Antrag wurde von der SPD-Fraktion gestellt.

Durch Transaktionen und betrügerische Manipulationen, gewiß auch durch Gespür, wo Geld zu holen ist, gelang es dem alten Friedrich Flick, in der BRD ein neues Imperium zu schaffen. Er verkaufte rechtzeitig unrentable Kohlengruben an französische Aktionäre und setzte frühzeitig auf die Chemie. Die fünf stärksten Pfeiler des Flick-Reiches sind: der Auto-Konzern Daimler-Benz in Stuttgart mit 11,6 Milliarden DM Jahresumsatz; auch der Mercedes-Stern auf den Regierungswagen in Bonn kündet davon; der Papierkonzern Feldmühle AG in Düsseldorf-Oberkassel verzeichnet mehr als 1,5 Milliarden Mark Umsatz im Jahr; das Kunststoff- und Sprengmittel-Unternehmen Dynamit-Nobel-AG in Troisdorf ist Hauptlieferant der Bundeswehr, mit einem Jahresumsatz von über 1,2 Milliarden Mark; der Verarbeitungskonzern Buderrussche Eisenwerke in Wetzlar, die größte Eisengießerei der BRD, die mit ihren Tochtergesellschaften, darunter die Münchener Panzer- und Lokomotivenfabrik Kraus-Maffei, runde 2,4 Milliarden DM Jahresumsatz erzielt. Wobei der Goldesel von Kraus-Maffei zweifellos der Leopard-Panzer ist, der die Umsätze des Unternehmens von 1968 zu 1969 um 50 Prozent geradezu explodieren ließ. Inzwischen wurde eine Serie von 3700 Panzer erreicht.

Bleibt noch zu nennen die Maximilianshütte in Sulzbach-Rosenberg mit einem Jahresumsatz von 700 Millionen Mark. Hinzu kommen nachgewiesenermaßen Beteiligungen an mindestens 227 weiteren Firmen im In- und Ausland, darunter auch an Belgiens größtem Stahlkonzern.

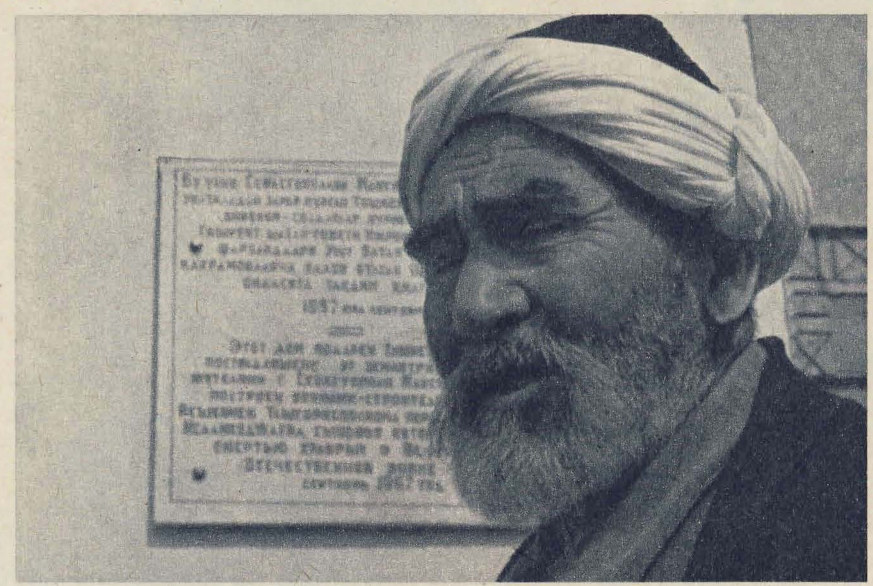
Diese Wirtschaftsmacht übt nicht nur schlechterdings einen Einfluß auf die Politik aus, sondern ihre Existenz allein schon bestimmt die Politik. Der Hamburger Politologe Claus Grossner bemerkte dazu treffend: „Die politische Entscheidungsbefugnis der Exekutive verlagert sich damit unter der Hand in die private Sphäre der ‚Ökonomie des Todes'. Natürlich hat sich Friedrich Flick große Verdienste um den Staat erworben. Nicht nur, weil er Freund von Göring und Himmler war, selbstverständlich aus reiner Menschenliebe bezahlte er einst die privaten Schulden des Reichskanzlers und späteren Außenministers der Weimarer Republik, des Friedensnobelpreisträgers Gustav Stresemann. Dann unterstützte Flick die Parteien des rechten Flügels und die jeweiligen Regierungschefs, so namentlich Heinrich Brüning, Franz von Papen, Kurt von Schleicher. Besonders liebte er Hindenburg, für dessen Wiederwahl zum Reichspräsidenten er fast eine Million Reichsmark ausgab. Danach flossen seine Spenden in die Kasse der NSDAP. Später

Fortsetzung auf S. 90

Fotomontage: W. Rasch


1000000
Mark
täglich
FLICK

ASIM CHODSCHA und die vierzig Soldaten



Asim Chodscha Islamchodschajew, der drei Söhne verlor und vierzig neu gewann – hier vor der Gedenktafel an seinem neuerbauten Hause.

In Taschkent ist seit wenigen Jahren ungewöhnliches zu beobachten. So saßen zum Beispiel in einer Teestube weißbärtige Alte, schmauchten ihre Pfeifen und schlürften den Tee. Und kein Platz war mehr frei. Da kamen zwei junge Männer herein, ein Bauarbeiter und ein Soldat, beide keine Usbeken. Suchend blickten sie sich um, wollten schon wieder gehn. Da stand ein Alter auf und lud sie freundlich ein. Die anderen rückten zusammen. Er trug einen weißen Turban, der Alte. Den durfte nur tragen, wer irgendwann einmal nach Mekka gepilgert war.

Nach einigen Stunden bedankten sich die beiden jungen Männer für die Einladung, verabschiedeten sich und gingen. Ja, und da verbeugten sich die Alten – allen voran der mit dem weißen Turban. Dergleichen hatte man in Taschkent früher nie gesehen; denn vor einem Hadschi, so wird der Mekkapilger genannt, hatte sich ehedem die Jugend tief zu verneigen. Doch das war noch vor dem großen Erdbeben vom April 1966 gewesen und noch bevor die Zehntausende Bauarbeiter und Soldaten kamen, um die in einer Nacht ausgelöschte zweitausendjährige Stadt neu erstehen zu lassen.

Rund 78000 Familien waren damals von einem Tag zum anderen obdachlos geworden. Einige von ihnen konnten bei Verwandten oder Freunden Unterschlupf finden. Die meisten jedoch kampierten dann in Zelten, die von Transportfliegergeschwadern der Sowjetarmee binnen weniger Stunden herangeflogen worden waren. Und als alle Taschkenter notdürftig untergebracht waren, marschierten Panzerbataillone auf. Sie kamen freilich ohne Kanonen. Die waren demontiert worden und in den Kasernen verblieben. Mit aufheulenden Motoren walzten die Panzer Trümmerberge und Ruinen nieder. Auch das hatte es noch nicht gegeben. Verbissen gegen Schutt und Staub kämpfend, bewältigten die Panzersoldaten diese, ihnen völlig ungewohnte Gefechtsaufgabe.

Als Taschkent nahezu dem Erdboden gleich war, wurden wiederum Zelte aufgebaut. In sie und in anspruchslose Baracken zogen 50000 Bauleute aus allen Gegenden des riesigen Sowjetlandes ein. Sie brachten gleich Baupläne mit und auch schon Material für den schnellen Anfang.

„Wenn es dir schwer wird, stütze dich auf die Schulter des Freundes", sagt ein altes usbekisches Sprichwort. Millionenfach bewahrheitete es sich

in dieser schweren Zeit; denn Millionen Sowjetbürger schickten, was sie irgend erübrigen konnten, nach Taschkent.
Da entschlossen sich zwei Sewastopoler Frauen, einer obdachlosen Taschkenter Familie ein neues Haus zu schenken. Denn Taschkent war ihnen im Kriege sichere Zuflucht vor den Faschisten gewesen. Die 71jährige Feodossia Maximowa und ihre Tochter Nina rechneten also all ihre Ersparnisse zusammen, nahmen noch einen staatlichen Kredit auf und kauften das Baumaterial für ein Einfamilienhaus. Allerdings bedachten sie nicht, daß Steine, Holz, Zement und alles was zum Hausbau gehört, ja erst in die usbekische Hauptstadt befördert werden müßte. Dafür besaßen sie nun keine Mittel mehr.
Doch das erfuhren die Eisenbahner von Sewastopol. Sie legten zusammen und mieteten einen Waggon. Den nahm dann ein ukrainischer Bauzug kostenlos nach Taschkent mit. Nun blieb nur noch die Frage zu klären, wer das Häuschen erhalten sollte.
Die zuständige Kommission entschied sich für Asim Chodscha Islamchodschajew und seine Familie. Drei Söhne hatte der Alte in erster Ehe gehabt. Alle waren sie bei der Verteidigung der Heimat gefallen. Zwei von ihnen hatten ihr junges Leben in der Heldenstadt Sewastopol geopfert. Deshalb sollte Asim Chodscha das Sewastopoler Häuschen bekommen.
Nun war zwar der 83jährige mit dem weißen Turban des Mekkapilgers selbst einmal Bauarbeiter gewesen; doch seine Hände taugten höchstens noch dazu, junge Bäume zu pflanzen. Und die Söhne aus zweiter Ehe waren noch zu klein um zu bauen.
Da beschloß die Armee, dem alten Manne vierzig Söhne zu geben. Die erbauten das Haus in ihrer Freizeit. Asim Chodscha war glücklich. Auch darüber, daß ihn die Soldaten Väterchen nannten. Hatten sie doch den Alten, der von Tag zu Tag immer mehr aufzuleben begann und sich, wo er nur konnte, nützlich zu machen versuchte, recht bald liebgewonnen.
Als nach Wochen das Haus fertig war, rief Asim Chodscha alle weißbärtigen Alten der Umgebung zusammen. Sie verneigten sich vor den Soldaten und befestigten dann eine eiserne Tafel am Haus. Auf der steht: „Dieses Haus wurde Asim Chodscha Islamchodschajew von zwei Sewastopoler Frauen geschenkt. Erbaut haben es vierzig Soldaten."
Zur Einweihungsfeier kamen Feodossia Maximowa und ihre Tochter Nina. Ganz Taschkent nahm Anteil daran. Schon auf dem Bahnhof wimmelte es von erwartungsfrohen Menschen. Die beiden Frauen schritten vorsichtig über den für sie ausgestreuten Blumenteppich. Im offenen Auto fuhren sie dann durch die neu aufgebaute Stadt; und man jubelte ihnen zu wie Staatsoberhäuptern.
Auch die vierzig Soldaten kamen zum Fest. Jeder von ihnen brachte einen Einrichtungsgegenstand als Geschenk mit, und Asim Chodscha nannte sie nur noch „meine Söhne".
Natürlich feierten auch die weißbärtigen Freunde des Alten fleißig mit. Sie sorgen dafür, daß die Geschichte von Asim Chodscha und den vierzig Soldaten in den neuen Teestuben Taschkents nicht in Vergessenheit gerät. Und so kommt es, daß auch heute noch ehrwürdige Alte sich vor Bauarbeitern und Soldaten verneigen und zusammenrücken, um ihnen Platz zu bieten.

Horst Schubert

Pioniere und Panzereinheiten gingen den Ruinen, die das Erdbeben in der usbekischen Hauptstadt hinterlassen hatte, zu Leibe und schufen Platz für das neue Taschkent.







Junge Dame kutscht allein
durch den Schnee, den wunderbaren.
Junger Mann mit Urlaubsschein,
möchte mit ihr Schlittenfahren.

Und er ist auch gern bereit,
einen Fahrpreis zu berappen,
zahlt der hübschen Schlittenmaid
von der Mettwurst einen Happen.

Vorwärts geht es im Galopp.
Doch da steht auch schon ein zweiter,
winkt und will per „Schlitten-Stop“
ein paar Kilometer weiter.

Wenn's dem ersten auch nicht paßt,
muß er sich doch dran gewöhnen,
denn der zweite Schlittengast
zahlt die Fahrt in Flötentönen.

Die Kultur geht unbedrängt,
wie man sieht, auch gleich nach vorne.
Mettwurst fühlt sich abgehängt,
ist gekränkt und schweigt im Zorne.



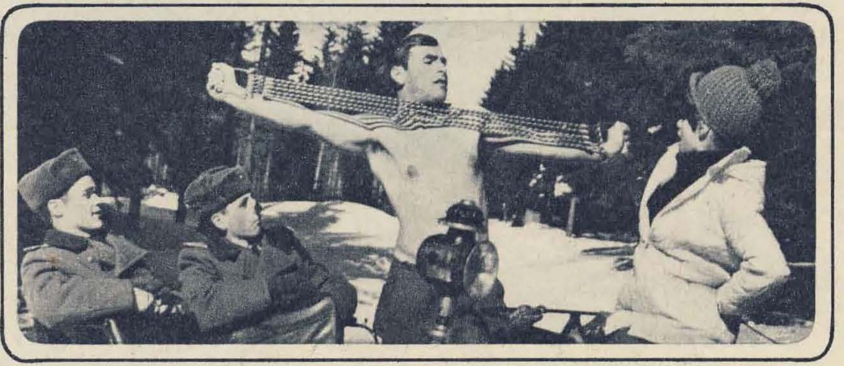
Wer hat, der hat



Und die Flöte flötet Bach.
Selbst die Wurst ist nicht mehr bitter,
denn Musik versöhnt. Doch, ach. . .
plötzlich steht am Weg ein dritter.

Und indes die Flöte schweigt,
läßt er seine Muskeln spielen.
Zieht und zerrt und spannt und beugt
ohne Furcht sich zu verkühlen.







Weiter gehts, die Zeit ist knapp.
Und man fragt in banger Nöte:
Wer schießt hier den Vogel ab?
Mettwurst, Muskel oder Flöte?

Doch auf einmal hält sie an
und springt froh aus der Kalesche.
Mettwurst, Flöte, Muskelmann
blicken finster aus der Wäsche.

Denn da steht die Nummer vier
– ja, das hätt' man wissen müssen! –
und berappt die Fahrgebühr
kurzentschlossen gleich mit Küssen.

Doch man sieht es schließlich ein
und erkennt mit kühlem Blute:
Der hat einen Freifahrtschein
und fährt öfter diese Route.









Und es endet wie so oft,
schließlich, letztlich, unverzüglich,
zwar für drei nicht wie erhofft,
doch für alle sehr vergnüglich!

Eine „Vier" bei der Inspektion, den Orden „VIRTUTI MILITARI" sowie das „Grunwaldkreuz" an der Truppenfahne, Meisterwürden für Fallschirmspringer, „Großväter" und „Küken", Ritterschlag mit dem Kappmesser – das alles lernte unser Redakteur Oberstleutnant Kurt Erhart bei unseren polnischen Waffenbrüdern kennen, nämlich bei den Soldaten mit den

ADLERSCHWINGEN



Die „Roten Barette" von Kraków sind nur selten in ihrer Garnison anzutreffen. Meistens befinden sie sich in den Masuren, in der Tatra oder schweben zwischen Himmel und Erde. Diesmal jedoch sind Tag und Stunde günstig, denn die Division hat ein traditionelles Zeremoniell geplant: die Aufnahme neuer Kämpfer in die Reihen der erfahrenen Springer. Die Absolventen des siebenten Absprunges sollen den „Ritterschlag" und das erste Sprungabzeichen erhalten.

Zusammen mit anderen marschiert auch der Zug von Feldwebel Marek Mierszkowski auf. Der 24jährige Zugführer trägt längst selbst die silberne Spange mit dem Symbol des sich auf seine Feinde stürzenden Adlers an der Brust. Im Lorbeerkranz prangt die Zahl 100. Heute sollen seine Männer die „7" erhalten, die erste anerkannte Absprungzahl! Wie haben sie in den vergangenen Monaten immer auf Marek geblickt, auf ihren strengen, aber gerechten und vorbildlichen „Chef", der im Bereich der Division zugleich Sekretär des KMW, des sozialistischen Jugendverbandes in der Armee ist. So mancher verstohlene Blick fiel dabei auf die noch so unerreichbar erscheinende „100".

Marek Mierszkowski steht jedoch für viele seiner Genossen. Sein Weg war der von Tausenden: Freiwillig gemeldet, mit Enthusiasmus das Abc des Fallschirmjägers erlernt, nach Ablauf der regulären Dienstzeit weiterverpflichtet. Heute ist er Zugführer der „ASU-Truppe", wie die mit Luftlandepanzern ausgerüstete Einheit im Soldatenjargon genannt wird.

Im Oktober 1965 begann es. Auf einem der großen polnischen Flugplätze liefen die Motoren der sowjetischen Transporter AN-12 warm, und die Fallschirmjägerbataillone säumten marschbereit die Pisten. Just zu dieser Zeit zog Marek mit seinem Köfferchen durchs Kasernentor.

Als die „Roten Barette" zur X-Zeit über dem Thüringerland ins Manöver „Oktobersturm" sprangen, hatte er gerade die Felddienstuniform und die Sprungschuhe empfangen. Und als „seine" Einheit beim Manöverball feierte – und gefeiert wurde! – exerzierte er stramm im Kasernenhof. Die Nachrichten aus Erfurt in der DDR, die täglich den „Neuen" mitgeteilt wurden, spornten sie an, schnell

vollwertige Fallschirmjäger zu werden. Die Hoffnung, auch einmal bei einem solch großen Manöver der befreundeten sozialistischen Armeen dabei zu sein, beflügelte sie und half, manch schwere Stunde durchzustehen.

Die Ausbildung der Fallschirmjäger ist hart und verlangt alles ab, was der Mann herzugeben vermag. Hinzu kommen die „Rucksäcke" voller Ruhm, die solch eine Truppe zu tragen hat. Gefüllt von den Vorgängern, zusätzlich bepackt von den jüngst in die Reserve versetzten Genossen, wollen sie noch voller gestopft werden von den heute dienenden.

Marek Mierszkowski und seine Genossen helfen dabei nach Kräften. Konkret sieht das so aus: Feldwebel Mierszkowski verpflichtete sich zu Ehren des VI. Parteitages der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei mit seinen Besatzungen der Luftlandepanzer, den Bestentitel zu holen. Siebzehn seiner Soldaten unterschrieben darauf die Selbstverpflichtung, am Ende des Ausbildungsjahres Träger des Bestenabzeichens zu sein. Die Panzerfahrer eifern Marek nach, die ASU ebenso wie er zu beherrschen. Holte er sich doch seinerzeit die bronzene Verdienstmedaille, als er noch Fahrer war.

Das hatte sich folgendermaßen zugetragen: Nach einem Übungsflug war die AN gelandet, und Marek hatte, wie die anderen, seinen Panzer herausgefahren. Und gerade in dem Augenblick, als er sich in das Marschband einreihen wollte, wendete der Riesenvogel plötzlich. Eine rotierende Luftschraube tauchte vor dem Panzer auf. Ein harter Schlag, ein helles Schwirren – schon war die Antenne wegrasiert. Da gab Marek Gas. Zwei, drei Lenkbewegungen, und die ASU machte einen Satz zur Seite.

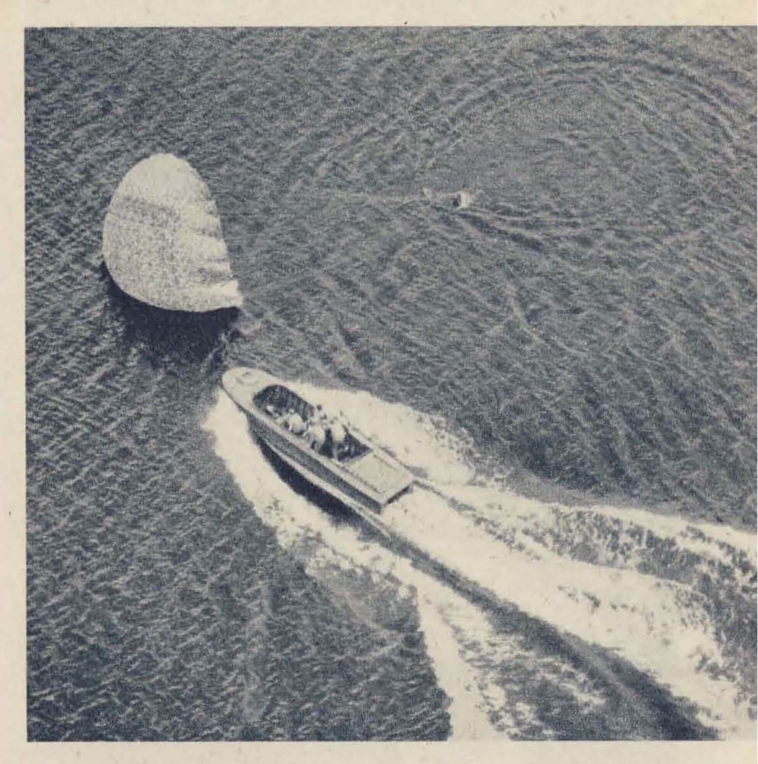
Gräßliches war verhindert worden. Doch das erfahre ich keineswegs von Marek selbst, sondern von Major Staskiewicz, dem Politstellvertreter.

„Ja, auf unseren Marek sind wir alle stolz", fügt er hinzu, „auch wenn er durchaus kein Musterknabe ist und auch nicht unser Paradepferd. Er ist ganz einfach



einer, wie wir ihn brauchen – ein echter Fallschirmjäger."
Viele solcher Mareks sind es, die den guten Ruf der „Baretciks" hochhalten. Da war mir von einer „Vier" bei der letzten Inspektion berichtet worden.
„Ganz recht, es war eine glatte Vier", bestätigt Genosse Staskiewicz – „bei euch ist das eine Zwei. Note Gut."
Ob nicht vielleicht sogar ein „Sehr gut" drin gewesen wäre? Als habe der Major diesen Gedanken erraten, erläutert er: „Vieles fanden die Genossen von ‚oben' ausgezeichnet, die Ausbildungsergebnisse, die politische Arbeit und Aktivität; sie registrierten eine sehr gute Disziplin und Ordnung; der Alarm klappte und manches andere, wonach eben so geschaut wird. Aber unsere ‚Neuen' kamen noch nicht so mit der Technik hin. Deshalb konnte es gerechterweise keine ‚Fünf' geben."
Immerhin: Nachdem die Soldaten das Ergebnis der Inspektion erfahren hatten, begannen bei den Geschoßwerferbedienungen und den ASU-Besatzungen Sonderschichten. Ohne aufgefordert worden zu sein, verlangten die Kanoniere und die Panzerschützen, die Technik auch nach Dienst nutzen zu dürfen. Mehrere Tage trainierten sie, dann gab es eine Nachtübung. Ergebnis: die Mängel zum größten Teil behoben, die Handgriffe „sitzen". Zu den Initiatoren der „Nachholebewegung" gehörten der Werferführer Wieslaw Kaszuga und Kommandant Bogdan Weslowski. Ihre Kollektive tragen heute die grüne Schulterschnur der „Gruppen sozialistischen Dienstes", die den Brigaden der sozialistischen Arbeit in der Produktion entsprechen.
In der Division gehören 75 Prozent aller Genossen Bestenkollektiven an bzw. sind selbst Beste. Das ist ein Erfolg zielgerichteter politischer und militärfachlicher Erziehungsarbeit.
„Das sind wir aber auch unseren Traditionen schuldig", sagt in

Immer unterwegs – mal zum Wasserspringen an den masurischen Seen, dann per Schi durch die Tatra, mal zur Sprungausbildung auf sonnendurchglühter Piste oder zwischen Himmel und Erde am Schirm.







Siebenmal in Reihe aus dem Transporter gesprungen zu sein bedeutet, mit „Ritterschlag" in die Gilde der erfahrenen Fallschirmjäger aufgenommen zu werden. Den Säbel ersetzt hier allerdings das zünftigere Kappmesser.

Im Mannschaftszug wird der leichte Geschoßwerfer W-8 in Stellung gebracht. Die Kanoniere und Bombardiere (entspricht Soldaten und Gefreiten) von Werferführer Kaszuga verstehen ihr Militärhandwerk. Als Bestenkollektiv tragen sie alle die grüne Schnur.

Unteroffizier Weslowski, der 21jährige Kommandant dieser ASU 85, steht im zweiten Dienstjahr. Seine Besatzung könnte eine Gewerkschaftsgruppe von Metallarbeitern bilden. Schlosser, Metallurg, Kfz.-Handwerker und Elektriker sind die Genossen von Beruf. Daß da ihr Panzer sooo gepflegt wird, ist Ehrensache.

diesem Zusammenhang Oberstleutnant Dyskow, einer der dienstältesten Offiziere der Division. Seine „650" im Sprungabzeichen sagt alles. Er kennt die Entwicklung der Division wie kaum einer, denn er baute sie 1957 mit auf. Schon damals galt es, die Kampftraditionen der „Pomorsker 6. Infanteriedivision", die im zweiten Weltkrieg an der Seite ihrer sowjetischen Waffenbrüder für Polens Freiheit gekämpft und mitgeholfen hatte, dem deutschen Faschismus in der eigenen Höhle den Garaus zu machen, fest in das Erziehungsprogramm der reorganisierten Division aufzunehmen. Der Orden „VIRTUTI MILITARI" und das „Grunwaldkreuz", diese hohen Auszeichnungen, wollen immer aufs neue „erworben" werden.

Deshalb springen nicht nur die „Küken" regelmäßig von Erfolg zu Erfolg, auch die „Großväter" sind mit von der Partie. Die Abzeichen sagen es: 100 Sprünge beim Parteisekretär, 100 beim Bataillonskommandeur, 75 beim Politstellvertreter, 80, 70, 60 bei den älteren Unterführern.

Jeder Soldat der Division muß pro Jahr mindestens 12 Sprünge aus 700–1 200 m Höhe auf seinem Konto verbuchen; bei Unteroffizieren und Offizieren sind es mindestens zehn aus langsamen und schnellen Flugzeugen. Für die 30- bis 40jährigen Offiziere ist sechsmal im Jahr Sprungtag (einmal nachts, einmal ins Wasser und je zweimal aus schnellen und langsamen Flugzeugen).

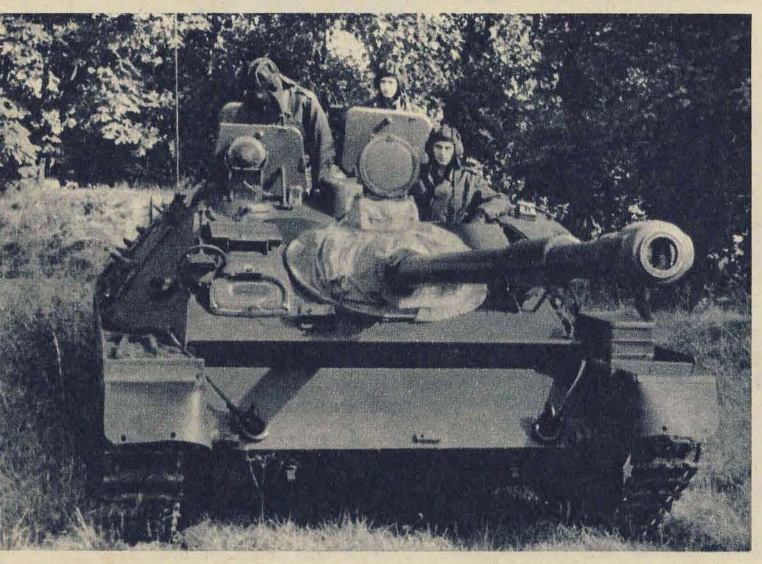
Und die „Herren in den besten Jahren"? Die „Großväter" über 40 – so bezeichnen sie sich scherzhaft selbst – sind immerhin auch noch viermal pro Jahr dran. Und das Beispiel der Älteren ist mitunter sehr wichtig.

„Wir waren mit einem Zug neuer Soldaten auf Kurs", erzählt Major Staskiewicz. „Sie hatten Angst, vor allem, weil, wie sie sagten, die AN-12 im Verhältnis zur AN-2 sehr schnell ist. Ich redete ihnen Mut zu – und zum Schluß versprach ich, als erster zu springen. So geschah es, und alle folgten mir."

Seit geraumer Zeit bereiten sich die jungen Männer Polens, die einmal Fallschirmjäger werden wollen, im Aeroclub auf ihren Dienst vor. So kommen von Jahr zu Jahr mehr „vorgebildete" Wehrpflichtige nach Kraków. Es wird der Division Ausbildungszeit gespart – und der Aeroclub wiederum erfreut sich tatkräftiger Unterstützung durch die Fallschirmjäger. 1971 errangen die Besten der Division den Titel eines polnischen Meisters im Fallschirmspringen . . .

Waren am frühen Nachmittag, als mich der Kübel zur Kaserne brachte, noch nicht alle „Baretciks" Träger der silbernen Adlerschwingen, so gibt es drei Stunden später keinen Soldaten, Kanonier oder Bombardier mehr, der nicht ab und zu einen Blick auf die linke Brustseite wirft, wo *sein* Sprungabzeichen prangt. Und wenn wir diesen Männern zu gegebener Zeit im Manövergelände wiederbegegnen sollten, dann ist aus der „Sieben", auf die sie jetzt so stolz sind, gewiß schon eine größere Zahl geworden.







Kontra Eis auf Flugplätzen

Ein spezielles Enteisungspulver für Start- und Landebahnen auf Flugplätzen ist in der UdSSR entwickelt worden. Das Pulver, dessen wirksamster Bestandteil Harnstoff ist, kann Eisbelag bei Temperaturen bis minus 15 Grad Celsius auflösen. Unter normalen Bedingungen bleiben die Pisten danach noch ungefähr zwei Tage eisfrei. Nachteilig bei dieser Neuentwicklung ist, daß das Pulver zunächst nur für Beläge aus Asphalt-Beton, doch nicht für solche aus Zement-Beton anwendbar ist. Ungeachtet dessen halten Fachleute dieses neue Verfahren für zukunftsträchtig und wirtschaftlicher als bisher übliche Methoden.

14 Granaten im Magazin

Die schwedische 155-mm-SFL von Borofs wird mit Kassetten zu 14 Granaten geladen. Ein Hebebaum übernimmt die Munition vom Transportfahrzeug und packt sie ins Magazin der SFL. Das Waffensystem hat eine Gesamtmasse von 49,2 t, eine Gesamtlänge von 11 000 mm und eine Besatzung von 6 Mann. Die SFL gehört zur Artillerie der schwedischen Landstreitkräfte und ist KCB-sicher.

Truppenflak auf Achse

Zum Schutze der marschierenden Transportkolonne wurde die 45-mm-Zwillingsflak auf LKW verlastet. Die Ladefläche des polnischen „Star-66" bietet genügend Platz, um das Geschütz voll einsetzen zu können.

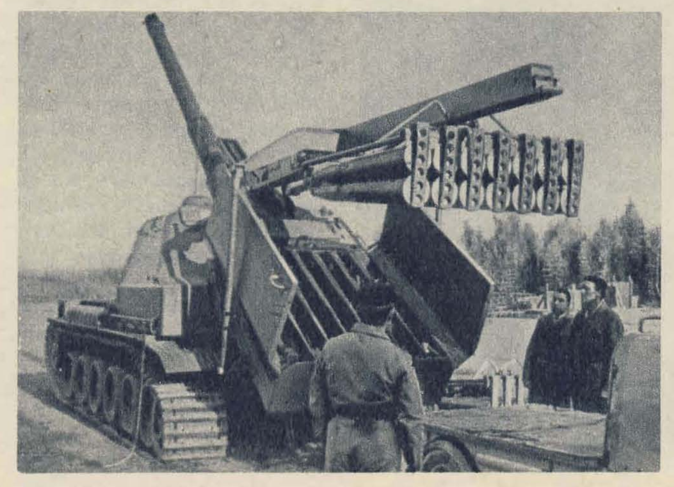
Geländegängiger PKW ARO M-461-C

Rumäniens Automobilindustrie fertigt das 4 × 4-Fahrzeug ARO in verschiedenen Varianten. Der geländegängige PKW ähnelt in seinem Äußeren dem GAZ 69, verfügt über gute Fahr- und Transporteigenschaften und ist sehr robust. Das Fahrzeug hat eine Eigenmasse von 2 200 kg, seine Nutzlast beträgt 650 kp bzw. acht Personen. Ein 2,5-Liter-Motor mit 77 PS Leistung (bei 4 000 U/min) ermöglicht die Höchstgeschwindigkeit von 100 km/h. Weitere Daten sind: Steigfähigkeit 32°, Watfähigkeit 0,5 m.







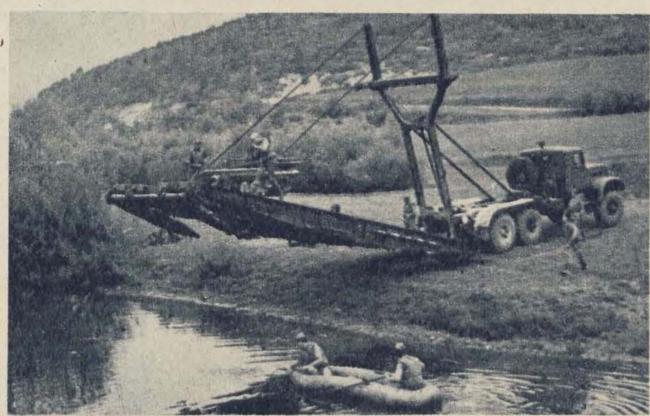


Fallkegel statt Fallschirm?

Für Absprünge unter extrem schwierigen Bedingungen, z. B. bei hoher Geschwindigkeit oder sehr geringer Höhe, wurde in den USA ein neuartiges Gerät entwickelt. Das „airborne drop sy-

stem" ist kegelförmig und aufblasbar. Es nutzt alle positiven Erfahrungen des Absprungs mit Fallschirmen, hat ein geringes Volumen und Gewicht und seine aerodynamische Abbremsung ist wirkungsvoller als die eines herkömmlichen Fallschirms.







Japans Strahltransporter ▶

Im Rahmen des 4. Verteidigungs-Aufbauprogramms Japans soll das Strahltransportflugzeug XC-1 1972 den Streitkräften zugeführt werden. Das Flugzeug hat eine Spannweite von 30,6 m, ist 29 m lang und 9,9 m hoch. Die Höchstgeschwindigkeit wird mit 810 km/h, Zuladung 8 t oder 60 Mann, angegeben.

„Aluminiumdecke" aus der ČSSR

Die tschechoslowakische Textilindustrie hat jetzt eine Schlafdecke aus Glasgespinst entwickelt, die mit einer Polyesterschicht überzogen ist. Das Neue daran ist, daß eine Seite der Decke mit einer hauchdünnen Aluminiumfolie beschichtet wurde. Liegt die Schlafdecke mit der Metallseite nach unten, so fühlt sich der Schlafende wohlig warm, denn die Aluminiumschicht staut bis zu 90 Prozent der Körperwärme. Wird die Decke mit der Aluminiumseite nach oben ausgebreitet, so kann man unter dieser Decke auch bei der größten Wärme gut schlafen, weil die Metallfolie die Wärmestrahlen reflektiert. Die „Aluminiumdecke" wiegt nur 55 Gramm. Sie läßt sich zusammengelegt in einem Kästchen unterbringen, das nicht bedeutend größer als ein Zigarrenetui ist.

Neuer sowjetischer Grabenbagger

Der Schneckenrotor-Grabenbagger „ETR-301", der gemeinsam von Konstrukteuren des Forschungsinstituts für Erdbearbeitungsgeräte der UdSSR und vom Kollektiv der Fabrik für Irrigationsmaschinen Brjansk entwickelt wurde, gehört zu den leistungsfähigsten Grabengeräten der Welt. Der Bagger besteht aus einer Zugmaschine und einem Rotorbagger mit 16 Schürfkübeln. Förderschnecken setzen das ausgehobene Erdreich ab, das automatisch planiert wird. Der Bagger kann pro Stunde 1 000 Kubikmeter Erde ausheben und Kanäle von drei Meter Tiefe und 14 Meter Breite herstellen. Besondere Vorrichtungen halten automatisch den aufgegebenen Berechnungswinkel ein und gewährleisten die horizontale Ausrichtung des Baggers.

Herbstmanöver „Sloboda 71"

In der SFRJ fanden umfangreiche Herbstmanöver unter der Bezeichnung „Sloboda 71" statt, woran alle Waffengattungen und Teilstreitkräfte der Jugoslawischen Volksarmee und Milizverbände teilnahmen. Technik und Waffen aller Art waren im Einsatz; u. a. Begleitbrücken TMM sowie weitere sowjetische Pioniergeräte. Aus Wellblechfertigteilen wurden Unterstände und Feldbefestigungen in kurzer Zeit gebaut. Im Verlaufe der „Kampfhandlungen" griffen Schlachtflugzeuge und Fallschirmjäger mehrmals ins Geschehen ein (oben).

Großer Ausverkauf

Oft schon weilte die polnische Journalistin MONIKA WARNENSKA in Vietnam, Laos und Kambodscha, stets Partei ergreifend für den gerechten Befreiungskampf der Völker Indochinas. „Front im Dschungel“ heißt ein Buch aus ihrer Feder, das nach ihrem ersten illegalen Aufenthalt in Südvietnam entstand. Bei ihrem jüngsten Besuch lebte Monika Warnenska sieben Monate unter den Kämpfern der südvietnamesischen Befreiungsfront (FNL). Unter anderem hielt sie sich auch in Saigon auf. In der nachfolgenden, auszugsweise wiedergegebenen Reportage schilderte sie ihre ersten Eindrücke.

Im Hafen von Saigon weint eine Mutter um ihren zwangsrekrutierten Sohn. Selbst wenn er nicht im schmutzigen Krieg gegen seine Brüder fallen sollte, ist es ungewiß, ob und wann sie ihn wiedersieht. Alle Wehrpflichtigen werden nämlich auf unbestimmte Zeit eingezogen und können ohne Zustimmung ihres Regimentskommandeurs nicht entlassen werden. Im Durchschnitt beträgt die Dienstzeit sechs bis acht Jahre, kann sich jedoch ohne weiteres auch über 20 Jahre erstrecken. Dieser Mutter bleibt also nur die Hoffnung, daß ihr Sohn den Weg auf die richtige Seite findet, daß er zu den 15000 bis 20000 Soldaten gehören wird, die jährlich dem Dienst für eine ungerechte Sache entfliehen.

Zum zweitenmal bin ich in Saigon. Straßenlärm, Schilder, Reklamen und Plakate. Noch immer bewege ich mich wie leicht benommen auf den Straßen; denn es fällt mir schwer, an die Wirklichkeit zu glauben, die da heißt: Ich befinde mich in Saigon, in der Hauptstadt Südvietnams, im Zentrum des Feindes. Hat er schon seine Augen auf mich gerichtet?

Es bestand eine sehr geringe Chance, nach Saigon zu kommen und die Wirklichkeit aus nächster Nähe zu betrachten. Ich habe beschlossen, die Chance zu nutzen. Ein Risiko? ...Jawohl. Wenn herauskommt, daß sich in Saigon ein „polnischer Vietcong“ – wie man mich schon nannte – aufhält... Na, das bleibt abzuwarten. Wer nichts riskiert, der erreicht auch nichts.

Vor einigen Jahren habe ich im Dschungel des Südens in einer überfüllten Laubhütte auf einer

,Bauersfrauen auf dem Wege zum Markt. Was sie erlösen, wird jedoch nur zum geringen Teil ihren Familien zugute kommen. Beispielsweise erhöhten sich die Steuerlasten in Südvietnam seit 1969 von 77 Milliarden auf rund 200 Milliarden Piaster im Jahre 1971. Waren die Lebenshaltungskosten bereits 1969 um 60 Prozent höher als 1968, so stiegen sie 1970 nochmals um 70 Prozent gegenüber 1969. Ein Professor der Universität Van Hanh zum Beispiel, der monatlich etwa 20000 Piaster erhält, würde heute die dreifache Summe benötigen, um den Lebensunterhalt seiner fünfköpfigen Familie in einigermaßen seiner Qualifikation angemessener Weise bestreiten zu können.



feierlichen Versammlung anläßlich des 20. Juli (Jahrestag des Genfer Abkommens, der in der DRV und bei der Befreiungsfront als Feiertag begangen wird) vor Soldaten und Ausbildern eine Rede gehalten und dabei erklärt: „... solange Ihre gerechte Sache nicht endgültig gesiegt hat, wird es in meiner Arbeit nichts Wichtigeres und Größeres geben als Ihren Kampf, der uns so nahe steht." Ich habe mich bemüht, in den nachfolgenden Jahren mein Versprechen zu halten. Und deswegen bin ich wieder hier in Saigon, während des Krieges, mitten unter den Feinden.

Eine breite Straße, überflutet von der tropischen Sonne. Verkehrslärm und Menschenmassen, europäische und hiesige Kleidung. Die vietnamesischen Frauen: enge, lange Hosen, schwarz oder weiß, flatternde lange Tuniken – aber auch Mini-Röckchen, vorwiegend bei Schülerinnen und Studentinnen. Die Männer tragen zum Teil lebhaft farbige Hosen, schwarze Mäntel und barettähnliche Turbane. Ein gelber Fleck: Habit eines buddhistischen Mönches.

Unter der Menschenmenge auf den Straßen sieht man viele Uniformen. Scheckig gemustert die von Soldaten der Marionettenarmee. Rote, schwarze und grüne Barette. Olivbraune Gesichter unter dunkelgrünen Feldmützen: Thailänder. Grüngescheckte Hüte der Australier. Mit gelben Binden und Abzeichen: die Philippinos. Südkoreaner, breitschultrig, gut gewachsen, mit verschlossenen Gesichtern. Und schließlich die Amerikaner: betont lässig in ihren Uniformen steckend, gefüllte Knietaschen, Armbänder am Handgelenk, Kettchen mit oder ohne Medaillons um den Hals, Kaugummi im Mund...

Ich habe mich daran gewöhnt, in Vietnam freund-

liche und nette Menschen um mich zu haben. Jetzt ist niemand da. Doch ich werde versuchen, heute, morgen oder übermorgen euch zu finden – euch Freunde von der Befreiungsfront...

Ich beobachte den Verkehr auf der Fahrbahn. Jeder fährt und geht wie er will. Fußgänger wandern zwischen den Autos; die Chauffeure wiederum fahren wie Akrobaten. Außer Autos sehe ich Rikschas – motorisiert und nichtmotorisiert –, Motorroller und Kräder. Das sind vorwiegend japanische „Honda", „Suzuki" und „Yamaha". Allerdings sind die Krafträder seit Oktober 1969 wesentlich teurer geworden. Doch nicht nur sie.

Unmittelbarer Anlaß der allgemeinen Teuerung waren Zwangssparmaßnahmen des Saigoner Regimes. Eine Erhöhung der Preise für Importwaren sollte zur Stabilisierung der wirtschaftlichen Lage beitragen. Aber die Rechnung ging nicht auf, und so kletterten auch die Preise für Lebensmittel und für viele Waren des täglichen Bedarfs. Die Lebenshaltungskosten steigen rasch.

Auch mir bleibt diese Erfahrung nicht erspart. Einige Wochen nach meiner Ankunft in Saigon stelle ich überrascht fest, daß ich beim Einkauf – ob es sich um eine Portion Käse handelt, eine Konserve oder ein Stück Seife – zwei- bis dreimal soviel bezahlen muß wie zuvor. Weshalb das so ist? Achselzucken. Der Piaster verliert eben von Tag zu Tag an Wert.

Offiziell betrug der Wechselkurs des Piaster zum Dollar im Jahre 1970 118:1. Doch die Schwarzhändler bezahlten schon im November 1969 für einen Dollar etwa 250 Piaster. Ende April 1970 stieg der Dollarpreis auf 410 bis 415 Piaster; dann fiel er kurze Zeit, um im Juli auf 500 Piaster zu steigen. Die Löhne und Gehälter freilich veränderten sich nicht...

Jemand versperrt mir den Weg und spricht mich in amerikanisch akzentuiertem Englisch an. Ein Offizier, in Fliegeruniform, will wissen, ob ich Amerikanerin oder Französin bin.

Französin, sage ich vorsichtig. Ich tue das zum erstenmal. Aber nun werde ich mich immer so vorstellen, wenn ich mit Fremden in Kontakt komme.

Der amerikanische Pilot fragt mich, wo man eine Kleinigkeit aus Gold kaufen könne. Er will etwas für seine Frau haben. In den Passagen an der Kreuzung Le Loi – Nyguyen Hue-Straße gibt es mehrere Juweliergeschäfte. Er sucht aber billigere. Ich zeige in Richtung Basar Ben Thanh. In Saigon – wie in anderen asiatischen Städten – gibt es Preise für Einheimische und für Ausländer; und sie sind im Zentrum anders als in der Vorstadt.

Gold ist in Saigon verhältnismäßig billig – wenn man den Dollar auf dem schwarzen Markt wechselt. Ausländer sind zwar verpflichtet, ihre Devisen zum offiziellen Kurs in den Banken zu wechseln, doch kaum jemand respektiert diese Vorschrift. Und wer es freiwillig tut, wird als Verrückter angesehen. Man muß nur acht geben, daß man der Polizei nicht auffällt. Die Saigoner Zeitungen berichten des öfteren über Beschlagnahmen von Gold, Edelsteinen und ausländischer Währung. Die gleiche Polizei aber nimmt Bestechungsgelder von allen Seiten an.

Ich schlendere durch die Saigoner Innenstadt, wo auf Basaren, an Ständen und in Geschäften für gutes Geld alles zu haben ist: Tücher und Sandalen, Obst und Gemüse, Gold neben wertlosem Tand, Kunsthandwerkserzeugnisse neben Schund.

Die einzelnen „Branchen" haben sich in bestimmten Straßen und Gäßchen etabliert. Eine Straße bietet beispielsweise eine reichhaltige Auswahl an Radios, Tonbandgeräten, Verstärkern, Fotoapparaten, Filmkameras, Teleobjektiven. Hier kaufen Amerikaner gegen „harte Währung" en gros ein; und danach landen die Waren über tüchtige Zwischenhändler auf dem schwarzen Markt...

Auf dem Song Sai-gon, dem Saigon-River, schwimmen viele Schiffe. Sie bringen Waren nach Südvietnam. Und auf dem Flughafen Tan Son Nhut landen nicht nur Kampf- und Reiseflugzeuge, sondern auch Transportmaschinen. Allerdings sind beispielsweise zwischen 1967 und 1968 etwa 10 bis 12 Prozent der gesamten für Südvietnam bestimmten amerikanischen Lieferungen „verloren gegangen", besser gesagt: verschoben worden. Wie „The Saigon Post" schrieb, wurden bei Razzien auf Schmuggelware vom 15. bis 19. März 1970 „in Saigon 27018 Dollar und Waren im Werte von 2780998 Piaster... beschlagnahmt. In der Provinz Tay Ninh sind Waren im Werte von 111450 Piaster beschlagnahmt worden, die für den Schmuggel über die kambodschanische Grenze vorgesehen waren."

Es ist alles zu verkaufen in Saigon: Reis und Waffen, katholische Medaillons und Abbildungen Buddhas, Prophezeiungen eines Wahrsagers und Erkenntnisse der Raumfahrttechnik. Zu haben sind Antibiotika sowie fernöstliche Medikamente, hergestellt aus feinzerriebenen Drogen und Tierknochen. Man bekommt tropische Blumen und gebrauchte Kleidung, Gebetbücher ebenso wie die Bekenntnisse einer Lesbierin und Nymphomanin. Man kann das Lächeln eines hübschen Mädchens kaufen, kann für Geld eine Stunde oder die ganze Nacht mit ihr verbringen.

Fast alles ist Handelsware – fast alles, denn einiges gibt es auch gratis. Da steht auf der Rückseite des Stadtplanes: „Gegenwärtig macht

Drahtsperren und Soldaten kennzeichnen das äußere Bild der Frontstadt Saigon. Von 17 bis 18 Millionen Südvietnamesen hält das Marionettenregime etwa 1,1 Millionen unter Waffen (525 000 Armee, 294 000 territoriale Verbände, 285 000 örtliche „Heimwehren"). Hinzu kommen noch einige hunderttausend Mann ausländischer Okkupationstruppen. Wer sich in der Zweimillionenstadt Saigon den Kopf nicht durch billige Vergnügungen (es werden etwa 30 000 Prostituierte geschätzt) oder durch den massenhaft verbreiteten Rauschgiftmißbrauch vernebeln läßt und gegen das Regime aufbegehrt, wird niedergeknüppelt, eingekerkert, ermordet. So wurden innerhalb eines Monats in Saigon 280 000 Menschen aus politischen Motiven zu Verhören vorgeführt, 11 000 ins Gefängnis geworfen und eine nicht genau bekannte Anzahl umgebracht.





Saigon eine schwere Zeit durch. Das Stadtzentrum wird nicht selten mit Granatwerfern unter Beschuß genommen. In den Vorstädten ist es auch nicht sicher. Viele Einwohner arbeiten ausschließlich für die Streitkräfte der USA. In der Tu Do-Straße hat sich eine Reihe von Bars etabliert, die durch Drahtnetze geschützt werden. Es sind Veränderungen in Saigon, durch den Krieg bedingt, die unter anderen Bedingungen von keiner Stadtverwaltung geduldet werden könnten."

Nicht nur die Tu Do-Straße (früher Caniat-Straße) hat sich bis zur Unkenntlichkeit verändert. Überall in der Stadt gibt es Stacheldrahtverhaue und auf den Kreuzungen Drahtsperren. Sie sind zum Teil mit Rädern versehen, um im Notfall schnell zusammengeschoben werden zu können. Grünliche Sandsäcke liegen mehrschichtig aufeinander. Die Bars und Restaurants erinnern an Käfige. Schützende Stahldrahtnetze ragen bis zum zweiten Stockwerk empor. Sie künden von der Furcht vor den überraschenden Aktionen der Befreiungsstreitkräfte.





In guter Hut sind Verliebte

diesseits der Grenze,
durch die Zartes
beschützt wird vor Rohem
und Liebe
sicher sich weiß vor Gewalt.

Wie reich ist Liebe,
wenn zwei ein großes
Gemeinsames lieben,
dem Wert sie geben
und das sie wert macht einander,
durch das sie sich nahe sind und
das über fernste Fernen
sie fest
und fordernd verbindet.

Helmut Preißler,
Nationalpreisträger

(Aus einer Lyrik-Grafik-Mappe im Auftrag der Grenztruppen)


G



Eindringlich ist dieser Ruf;
wenn er erschallt,
heißt es schnell handeln.
Sekunden entscheiden!
Schutzmaske auf, Schutzausrüstung an,
die Waffe wieder zur Hand.
Seit über 55 Jahren wird der Alarmruf „Gas"
in allen Sprachen verwendet.
1915, genau am 22. April, setzten die kaiserlich-deutschen Truppen
erstmals das Chlorgas als chemischen Kampfstoff ein.
Der Chronist berichtet darüber:
Die Dämmerung brach über der Westfront herein,
von den deutschen Stellungen wehte ein
lauer Wind herüber,
der den aufsteigenden Abendnebel nachzog.
Der war irgendwie anders als sonst, gelbgrün.
Ehe die französischen Grabenbesatzungen begriffen,
hatte sie die tödliche Welle erreicht.
Mit heiserem Röcheln fielen sie –
zu Hunderten . . . Der chemische Krieg,
der heute von den USA-Aggressoren in Vietnam zum
Verbrechen gesteigert wurde, hatte begonnen.





Die Spezialbehandlung nimmt einen breiten Raum unter den Arbeiten der Männer der chemischen Abwehr ein. Die persönliche Ausrüstung, die Waffen und nicht zuletzt die Bekleidung werden einer intensiven Reinigung unterzogen. Zunächst ist der ganze Mann dran. Mit chemischen Laugen, die aus dem Entgiftungssatz zubereitet werden, erhält er eine „Wäsche".

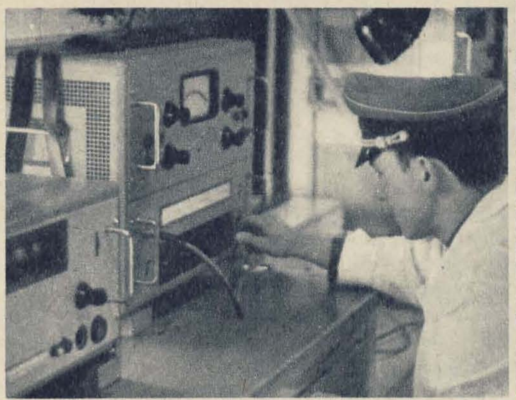
Unter den modernen Massenvernichtungsmitteln (MVM) nehmen die chemischen Kampfstoffe einen wichtigen Platz ein. Sie rangieren, wie auch die biologischen Kampfmittel, gleich hinter den Kernwaffen. Gegen ungeschützte Menschen eingesetzt, verursachen sie Massenvergiftungen bzw. Erkrankungen. Seit jenem ersten Gasangriff vor Ypern unternahmen die kriegführenden Länder große Anstrengungen, um die Wirkung ihrer chemischen Kampfstoffe zu steigern. Gleichzeitig bemühten sie sich darum, geeignete Schutzmittel zu schaffen. Aus anfänglich primitiven Mundtüchern, Tampons für die Nase und Brillen zum Schutz der Augen entstand bald die „Gasmaske". Nach vielen Um- und Abänderungen erhielt sie das heutige Aussehen. Vom ersten Modell an besteht ihre Zweckbestimmung darin, die Atmungsorgane sowie die Augen vor den erstickenden, reizenden und ätzenden Stoffen zu schützen. Die Mund-Nase-Tampons, mit Granulaten und Aktivkohle gefüllt, können als erste Filter betrachtet werden. Ihr Prinzip zur Reinigung der Atemluft wurde bis heute beibehalten. Auch die Schutzausrüstung geht auf die Erfahrungen des ersten Weltkrieges zurück. Sackartige Umhänge und „Gasplanen" waren die Vorläufer unserer jetzigen Schutzanzüge. In diesem Zusammenhang soll betont werden, daß die bei uns gebräuchlichen persönlichen Schutzmittel des Soldaten, international gesehen, ein hohes Niveau aufweisen. Sie sind vielfach und unter echten Bedingungen labortechnisch erprobt worden. Natürlich behindert die Schutzausrüstung den Träger, erschwert seine Beweglichkeit und ermüdet ihn. Aber wenn man bedenkt, daß die Seßhaftigkeit der modernen Kampfstoffe und die Möglichkeit, damit große Flächen im Gelände zu vergiften bzw. zu aktivieren, im Ernstfall das stundenlange Tragen der Schutzmaske und -ausrüstung erfordert, dann wird die Notwendigkeit eines entsprechenden Trainings klar.

Der erste chemische Kampfstoff, das Chlor, wirkte über die Atmungsorgane erstickend, vergiftend. Das Yperit schädigte die Haut und war allgemein vergiftend, Phosgen zerstörte die Lungenbläschen. Ansonsten griffen diese Kampfstoffe weniger in die Funktion der inneren Organe ein. Der „Gas- oder Giftkrieg", wie allgemein diese Form der Kampfhandlungen bezeichnet wurde, hinterließ furchtbare Auswirkungen. Das veranlaßte breite Schichten der Bevölkerung aller Länder, darunter Wissenschaftler, Künstler und Politiker zu nachhaltigen Protesten gegen die Anwendung chemischer Mittel. Schließlich und endlich mündeten diese Proteste 1925 in einer internationalen Abmachung, dem Genfer Protokoll. Dieses Abkommen verbietet den Einsatz chemischer und bakteriologischer Kampfmittel in künftigen Kriegen. Die USA unterzeichneten das Protokoll nicht. Ungeachtet des internationalen Verbots entwickelten die imperialistischen Staaten neue chemische Kampfstoffe. Die bekanntesten sind Tabun, Sarin und Soman. Sie sind Phosphorsäureester und beeinflussen das Nervensystem. Sie rufen keinerlei äußere Verletzungen und auch keine merkbaren Veränderungen der inneren Organe hervor. Ihre Wirkungsweise kann vereinfacht folgendermaßen dargestellt werden: Die Befehle des Gehirns, bestimmte Muskeln in Bewegung zu versetzen, ge-



Danach erfolgt eine nochmalige Kontrolle, ob z. B. die Restaktivität in den zulässigen Grenzen liegt. Dann geht es ins „Bad" (Bild links oben). Und während die sanitäre Behandlung vollzogen wird, bemühen sich die Genossen der chemischen Abwehr um die Kleidung. Sie wird in einer fahrbaren Anlage (Fotos links) entgiftet.

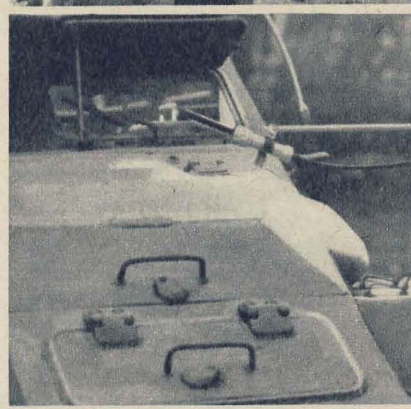






In Feldlaboratorien werden verschiedene Proben – z. B. Erde, Wasser, Lebensmittel u. a. – auf den Gehalt an Kampfstoffen überprüft. Das geschieht hauptsächlich im chemischen Feldlabor. Die Radioaktivität von Proben aus von Kernwaffen betroffenen Räumen überprüfen die Spezialisten im radiologischen Feldlaboratorium.







hen als Impulse durch die Nerven zu den Nervenplatten. Diese Übertragung wird durch das Azetylcholin ausgelöst. Beim Gegenbefehl, die Muskeln wieder in die Ausgangslage zu bringen, wird das Azetylcholin durch ein Ferment, die Cholinesterase, chemisch umgesetzt. Dadurch hebt sich seine Wirkung auf. In diesen Vorgang greifen Tabun, Sarin und Soman ein. Sie hemmen die Cholinesterase, so daß das Azetylcholin bestehen bleibt. Als Folge des Überangebots dieses Stoffes treten Krämpfe, Lähmungen, eine fortschreitende Vergiftung und der Tod infolge Herz- bzw. Stillstands der Atemmuskulatur ein.

Die neueren Kampfstoffe dieser Art, die V-Kampfstoffe, sind noch wirksamer, weil sie noch stärker die Haut durchdringen, ohne sichtbare Verletzungen zu hinterlassen. Auch sind sie im Gelände sehr seßhaft, und im Winter können sie monatelang nachgewiesen werden.

Die „neuesten Errungenschaften" der imperialistischen Giftkonzerne sind die psychoaktiven Kampfstoffe, wie z. B. das LSD. Der Masseneinsatz chemischer und auch anderer (bakteriologischer) Kampfstoffe ist von den US-Aggressoren wiederholt in verbrecherischer Weise – in Korea und Vietnam – praktiziert worden.

Das Wissen über die Wirkungsweise dieser Mittel ist eine Sache. Die nicht weniger wichtige andere ist es, bei einem eventuellen Einsatz chemischer Kampfstoffe durch den Gegner schnell und richtig zu handeln.

Die „klassischen" Kampfstoffe waren relativ leicht zu bemerken. Chlor erzeugte eine gelbgrüne Wolke und hatte einen stechenden Geruch, Phosgen roch faulig dumpf. Yperit war an den dunkelbraunen öligen Tröpfchen und am senfartigen Geruch (Senfgas) zu erkennen.

Die modernen Kampfstoffe sind in Gefechtskonzentration nahezu farb-, geruch- und geschmacklos. Also mit Hilfe der menschlichen Sinnesorgane weder in der Atmosphäre, noch im Gelände oder auf technischen Geräten wahrnehmbar. Daraus erklärt sich die Notwendigkeit der ununterbrochenen chemischen Beobachtung und Aufklärung durch die Organe des Chemischen Dienstes.

Was sie alles während ihrer verantwortungsvollen Tätigkeit zum Schutz der Truppen zu tun haben, kann hier nur stichwortartig wiedergegeben werden. Ihre

Gefechtsaufgabe besteht darin: Rechtzeitig den Beginn eines Überfalls mit Massenvernichtungsmitteln festzustellen und die Truppen zu warnen; die Lage und das Ausmaß befallener Räume aufzuklären und die Dosisleistung, die Art sowie die Konzentration von Kampfstoffen zu ermitteln; die Räume zu markieren und Proben zu entnehmen und vieles andere mehr.

Eine komplizierte Technik muß hierbei helfen. Für die verschiedenen Einsatzzwecke und -ebenen gehören dazu einfache Nachweissätze, automatische Anzeigegeräte und Strahlungswarnanlagen.

Da sich die meisten der chemischen Kampfstoffe nicht nur mehr oder weniger lange an der Ausrüstung, an den Waffen und technischen Geräten, an den Fahrzeugen und im Gelände halten, sondern auch in ihren „Restmengen" gefährlich sind, ist die Entgiftung notwendig. Das Prinzip einer Entgiftung besteht darin, mit speziellen Anlagen und Einrichtungen sowie chemischen Mitteln die von Kampfstoffen betroffenen Gegenstände zu behandeln. Dabei werden die Kampfstoffe entfernt und – wie es bei den meisten Verfahren der Fall ist – chemisch in ungiftige Verbindundungen umgesetzt. Für diese Arbeiten stehen den Einheiten der chemischen Abwehr zahlreiche Spezialgeräte im Falle einer imperialistischen Aggression zu Verfügung.

Oberstleutnant Ing. Chem. Erich Haase



Was aus diesem Eimer kommt, hat mit Kölnischwasser nichts gemein, wenn auch das Fahrzeug die Nummer 4711 trägt. Hier wird lediglich demonstriert, wie ein einfaches Gerät zur Spezialbehandlung in den Truppenteilen und Einheiten unter Ausnutzung der Auspuffgase des LKW eingesetzt wird (Bild links Mitte). Darunter: Strahlungskontrolle mit einem Kernstrahlungsgerät. Unten: Teilweise Entgiftung eines SPW mit dem großen Entgiftungssatz, der allen Truppenteilen zur Verfügung steht. Rechts: Moderne Geräte garantieren, daß auch der letzte Rest Kampfstoff verschwindet.

SICHER *gelandet*

Oreste Pinto

Eines Nachmittags, ich war gerade von einer Dienstreise zurückgekommen und hatte mich in meinem Büro am Schreibtisch niedergelassen, da klopfte es, und im gleichen Moment wurde die Tür aufgerissen. Einer meiner Assistenten stürzte herein und stieß hervor: „Gottseidank, daß Sie wieder da sind. Sie werden dringend verlangt. Das Fernschreiben ist gerade eingegangen. In West Sussex sind zwei Franzosen mit einem Flugzeug gelandet."

„Was ist denn daran so aufregend? In Europa landen jetzt, im Krieg, jeden Tag einige tausend Flugzeuge."

Mein Mitarbeiter mußte feixen. „Nein, nicht so wie Sie denken. Es sind zwei Zivilisten. Sie haben die Kiste ganz allein gebaut und über den Kanal bugsiert."

Ich horchte auf.

„Das könnten ja die Gebrüder Wright persönlich sein, wenn die nicht tot und Franzosen gewesen wären. Na, macht nichts. Jubeln Sie die zwei unerschrockenen Aeronauten herein."

„Verzeihung. Aber sie sind noch nicht hier, sondern erst in einer Stunde. Sie kommen mit dem Auto." Es dämmerte bereits, als die beiden Männer in mein Büro gebracht wurden. Der eine war verhältnismäßig jung, vielleicht Mitte zwanzig. Ein sehr schlanker hübscher Mensch mit schwarzem, welligem Haar und einem bleistiftdünnen Kinnbart. Als er mir die Hand gab und sich vorstellte, nannte er den Namen eines alten französischen Adelsgeschlechts. Er trug den Titel eines Vicomte. Der andere Mann war mehr als doppelt so alt, gleichfalls dunkel, aber sonst das ganze Gegenteil. Er war dick und untersetzt, ein kräftiger Bauerntyp. Er hieß Marcel und war der Fahrer des Vicomte. Er behandelte seinen Chef mit großer Ehrerbietung, hielt stets ein oder zwei Schritte Abstand zu ihm und nickte jedesmal diensteifrig, wenn jener das Wort an ihn richtete.

Ich bat beide Platz zu nehmen. Marcel blieb zunächst ehrfürchtig hinter dem Stuhl seines Chefs stehen, und es bedurfte einer wiederholten Aufforderung, bis er sich schließlich zögernd hinsetzte. Nachdem ich alle Einzelheiten wie Namen, Adressen, Religion, Weltanschauung, Schulbildung, sowie Daten über ihre Familie usw. notiert hatte, bat ich sie, ihre Geschichte zu erzählen. Wie nicht anders zu erwarten nahm zunächst der Vicomte das Wort, während Marcel in respektvollem Schweigen verharrte und aufmerksam zuhörte.

Der Vater des Vicomte war im ersten Weltkrieg schwer verwundet worden und verhältnismäßig jung gestorben, 1936. Der junge Adlige war gerade volljährig geworden. Die Mutter, deren ganze Verwandtschaft in Südamerika lebte, beschloß, dorthin zu reisen und eine Zeitlang da zu bleiben, um auf diese Weise in ihrem Schmerz etwas Ablenkung zu finden. Ein reicher argentinischer Großgrundbesitzer fand großen Gefallen an ihr und schlug vor, nach Ablauf einer angemessenen Frist zu heiraten. Zu guter Letzt willigte sie ein, nicht ohne Drängen und Zureden ihres Sohnes, der wohl einsah, daß sie in der Einsamkeit des Witwenstandes versauern würde. Diese Ehe wurde im Jahre 1938 geschlossen, und die Mutter folgte ihrem neuen Gatten nach Argentinien. Sie überließ ihrem Sohn und Alleinerben die Aufsicht und Nutzung der angestammten Güter zwischen Rouen und Paris. Als der Krieg ausbrach, gab man ihm sofort ein Offizierspatent in einer feudalen Kavallerieeinheit, die erst kurz vorher auf Panzer umgerüstet worden war. Aber der sprichwörtliche französische Elan allein vermochte gegen die faschistischen Blitzkriegsmethoden nichts auszurichten. Nach der Kapitulation zog sich der Vicomte auf seine Besitzungen zurück, erbittert und voller Schmerz über diese nationale Erniedrigung. Obgleich Frankreich seit 150 Jahren Republik war, schien das Leben auf dem Lande in feudalen Formen träge dahinzufließen. Als die deutschen Truppen einmarschierten, wurden sie sehr schnell gewahr, daß die Landbewohner und Kleinbauern in dem Vicomte eine Autorität sahen und gewohnt waren, sich nach ihm zu richten. Der deutsche Kommandant, Kluger mit Namen, gab sich denn auch die größte Mühe, den Vicomte so wenig wie möglich zu behelligen.

Eine Einquartierung im Herrenhaus und in den Gutsgebäuden unterblieb. Die Erträge des Gutes unterlagen nicht der Zwangsablieferung. Innerhalb seines Besitztums durfte er weiter schalten und walten wie zuvor. Oberst Kluger hielt es sogar für opportun, sich persönlich dafür zu entschuldigen, daß die ihm zugeteilte Treibstoffmenge leider

zu gering sei, um dem Vicomte für dessen Privatfahrzeuge, worunter sich ein prächtiger Rolls-Royce befand, Benzin zur Verfügung zu stellen.
„Sie müssen verstehen", sagte der Vicomte ernst zu mir, „ich habe diese Leute nie um ihre Gunst oder um Vergünstigungen gebeten. Im Gegenteil. Es war mir äußerst peinlich, daß man hier Unterschiede machte und mir nicht erlaubte, die Härten und Leiden zu teilen, die die große Mehrheit der Bevölkerung erdulden mußte. Ich äußerte mich auch diesbezüglich gegenüber Oberst Kluger, aber er lenkte immer geschickt ab und fand stets



irgendwelche Ausflüchte. Glücklicherweise hatte die Bevölkerung für meine Lage Verständnis, und ich bemühte mich meinerseits heimlich, d. h. ohne daß der Feind es merkte, dort mit meinen Mitteln lindernd einzugreifen, wo die Not am ärgsten und Hilfe am dringendsten geboten war.
Aber, Sie werden verstehen, daß die Bekanntschaft mit solchen Fällen meine Erbitterung nur noch steigerte und mir meine Ohnmacht, gegen den Feind etwas auszurichten, erst recht zu Bewußtsein brachten. Ich fieberte danach, irgendwie aktiv zu werden, etwas zu tun, was dazu beitragen konnte, die Schande zu tilgen, die über mein Land gekommen war. Aber was?" Dabei zuckte er die Schultern, als ob er immer noch vor der gleichen Frage stünde. Er berichtete weiter, daß er als junger Bursche ein begeisterter Sportflieger gewesen sei und auch den Flugschein zur Führung eines Privatflugzeuges erworben habe. Er war oft zum Vergnügen an die Riviera geflogen oder hinüber nach England zu den Ashot-Rennen, wie das für die Hautevolee in jenen „glücklichen" sterilen Zeiten am Ende der Dreißiger Jahre so üblich war. So sehr sich die Besatzer auch bemühten, ihm nicht zu nahe zu treten, so merkte er doch, daß er im Grunde genommen ihr Gefangener war. Eines Morgens ging er unlustig, zernagt von Langeweile und in einer erbärmlichen Stimmung an den Stallungen entlang und stieß dabei auf Marcel, der den jetzt unbenutzten Rolls-Royce wie üblich auf Hochglanz polierte. Die Haube war hochgeklappt, und Marcel wischte zärtlich über den erstorbenen Zylinderkopf, der wie Silber glänzte. In diesem Moment kam dem Vicomte eine Erleuchtung: Er war im Besitz eines der besten Motoren der Welt, warum sollte es nicht möglich sein, darumherum ein Flugzeug zu bauen und damit nach England zu fliegen? Es war eine verrückte Idee – aber sie ließ ihn nicht los. Schließlich weihte er Marcel ein, denn er wußte, ohne einen Gefährten war ein solches Vorhaben sowieso nicht durchführbar, und beschwor ihn dann, strengstes Stillschweigen zu bewahren. Die Wochen und Monate zuvor hatten sie im Nichtstun verrinnen lassen, aber jetzt hatte er ein Ziel vor den Augen, das als Ansporn wirkte und seinem Leben neuen Inhalt gab. Er verschaffte sich einen Passierschein nach Paris, angeblich um einige geschäftliche Dinge zu regeln; in Wirklichkeit kaufte er sich Bücher über Flugzeugkonstruktionen. Er las sie sehr aufmerksam durch, aber zunächst begriff er gar nichts. Was er über Trigonometrie und von der höheren Mathematik in der Schule gelernt hatte, war längst in Vergessenheit geraten, und er mußte noch so manches Elementarbuch kaufen und studieren, bis er wenigstens einen Begriff von der Aerodynamik bekam. So tastete er sich mühsam durch ein Labyrinth von Zahlen vorwärts, bis ihm der Zufall zu Hilfe kam. Er erfuhr, daß ein guter Bekannter seines Vaters,

ein Universitäts-Professor für Höhere Mathematik, ganz in der Nähe in Evreux im Ruhestand lebte. Der Vicomte suchte ihn auf und erzählte ihm irgendeine Geschichte, die sein plötzliches Interesse an diesen Dingen plausibel machte. Der Professor hatte keine anderen Verpflichtungen und viel Zeit und war deshalb hocherfreut, dem Sohn seines alten Freundes helfen zu können. So fuhr der Vicomte regelmäßig zwei- oder dreimal in der Woche nach Evreux hinüber und verbrachte jedesmal einige Stunden damit, um in die Geheimnisse von Kosinus, Tangente und anderen mysteriösen Symbolen einzudringen. Der feste Wille, seinen Plan zu verwirklichen, setzte in ihm soviel Energie frei, wie er es selber nie für möglich gehalten hätte.

Nach einiger Zeit verfügte er auf diesem Gebiet über Kenntnisse wie sie ein Fachmann nicht besser besaß. So ungefähr drückte er sich mir gegenüber aus.

Nun konnte er daran gehen, den beabsichtigten Flug im Detail auszukalkulieren. Die englische Küste war zweihundertfünfzig Meilen entfernt. Um dorthin zu kommen, brauchte man mindestens fünfzig Liter Benzin plus 50 Prozent als Sicherheitsreserve. Sodann mußte man das Gewicht des Motors und der Flugzeugkonstruktion in Rechnung stellen sowie das Gewicht des Treibstoffs und der zwei Personen. Daß Marcel mitkam, stand für den Vicomte fest. Die Deutschen würden sehr schnell dahinter kommen, daß der Vogel ausgeflogen war, und sie konnten es sich dann an den Fingern abzählen, daß ein solches Unternehmen nie ein Mann allein bewältigt hätte und als Komplize nur Marcel in Frage kam.

An dieser Stelle unterbrach ich den Vicomte in seiner Erzählung und sagte: „Darf ich Ihrem Diener eine Frage stellen?" – „Aber selbstverständlich", antwortete der Vicomte.

„Sagen Sie, Marcel, was hielten Sie vom Plan Ihres Chefs? Waren Sie sofort bereit, mitzumachen?" Marcel richtete einen fragenden Blick auf seinen Chef, als müsse er dort erst eine Sprecherlaubnis einholen. Der Vicomte nickte zustimmend, und Marcel sagte: „Was immer mein Herr mir befohlen hätte, ich hätte ohne Zögern gehorcht. Und wenn mein Herr sein Leben aufs Spiel setzte, so war ich bereit, dieses Risiko mit ihm zu teilen."

„Aber glaubten Sie wirklich – ganz tief in ihrem Herzen – daß die Sache gutgehen würde?" „Es hat doch geklappt, nicht wahr? Na also!" erwiderte er mit einem ausdrucksvollen Achselzucken.

„Eine treffende Antwort", sagte ich und lächelte. „Bitte fahren Sie in Ihrem Bericht fort", wandte ich mich wieder an den Vicomte. Jener erzählte weiter. Inzwischen hatte er die Entwürfe und Zeichnungen für die Tragflächen und den Rumpf begonnen. Als günstige Umstände wirkten, daß die Deutschen sich sehr selten sehen ließen und das weitläufige Herrenhaus sowie die ausgedehnten Wirtschaftsgebäude so manche Ecken und Enden aufwiesen, wo man nahezu ungestört arbeiten und basteln konnte. Während der Vicomte die technischen Unterlagen und Berechnungen fertigstellte, durchstreifte Marcel alle Winkel in der Umgebung, um geeignete Materialien zusammenzusuchen. In einer der zahlreichen Bodenkammern fand er ein altes Kanevas-Segel. In fröhlicheren Zeiten hatte es zu dem Boot gehört, das jetzt irgendwo am Ufer des herrlichen Sees vermoderte. Marcel hatte goldene Hände und brachte es fertig, die Leinwand so zu zerschneiden und wieder zusammenzunähen, daß sie durchaus als Tragflächenbespannung dienen konnte. Und einen schönen Eßzimmertisch zersägte er so kunstgerecht, daß daraus die Verstrebungen entstanden. Schließlich mußten auch die Vorderräder eines der herumstehenden Autos für das Fahrgestell herhalten. So vergingen die Monate, und allmählich nahm der Flugapparat Gestalt an.

Ein größerer Schuppen neben den Pferdeställen diente als Werkhalle. Der Vicomte hatte schon früher seinen persönlichen Haushalt sehr eingeschränkt. Er bewohnte nur noch einen Seitenflügel des Herrenhauses und ließ die anderen Räume unbenutzt und verschlossen. Von seinen Hausangestellten hatte er außer Marcel nur noch drei behalten: den Koch, der hier bereits seit zwanzig Jahren im Dienst stand; ein altes Hausmädchen, das früher einmal seine Amme gewesen war und nun in den Zimmern noch etwas herumpusselte und dabei egal jammerte, daß sie nicht mehr imstande war, alles so sauberzuhalten wie sich das gehört hätte; und schließlich war da noch ein etwas einfältiger, harmloser Knecht um die Zwanzig herum, den der Vicomte mehr aus Mitleid denn aus Nützlichkeit beschäftigte. Aber trotzdem man sich auf die Gutartigkeit dieser Menschen verlassen konnte, war es doch nicht ausgeschlossen, daß durch ein unbedachtes Wort oder harmloses Geklatsche ein Gerücht oder Gerede entstand und die Kunde von dem Projekt nach außen drang bzw. den Deutschen zu Ohren kam.

Der Vicomte wies deswegen Marcel an, das Gehämmere und ständige Hin und Her zu dem Schuppen damit zu begründen, daß der junge Herr herumexperimentiere und eines der Autos mit Holzkohle fahren lassen wolle. Um diese Legende noch glaubhafter zu machen, bastelten er und Marcel an einem der abgestellten Automobile herum, veränderten die Karosse und bauten ein System von Röhren und Behältern auf das Fahrgestell.

Bis dahin ging alles wie geschmiert.

Kaum fünf Monate waren verflossen seit dem Tage, an dem seine lebhafte Phantasie den Vicomte auf diesen Plan verfallen ließ, und jetzt, ausgebrütet unter der Dunstglocke dieser scheinbar so närrischen Idee, ging dieses seltsame Gestell, das aus-

sah wie ein Vogel aus grauer Vorzeit, seiner Vollendung entgegen. Noch waren Motor und Treibstofftank nicht montiert, aber bis dahin konnte es nicht mehr lange dauern. In dieser Phase wurde die Kraftstoffbeschaffung zum Hauptproblem. Benzin wurde von den Besatzungsbehörden in der nächsten Stadt nur in sehr geringen Mengen an wenige wichtige Institutionen und Dienststellen ausgegeben, z. B. an das Krankenhaus oder an die Feuerwehr. Und diese Verbraucher konnten dabei nichts gutmachen, ganz abgesehen davon, daß es dem Vicomte viel zu gefährlich erschien, Außenstehenden die Möglichkeit zu geben, die Hintergründe seines Benzinbedarfs auszuschnüffeln. Einige Kilometer vom Gut entfernt hatten die Deutschen ein Treibstofflager, aber dieses war natürlich Tag und Nacht bewacht. Vielleicht hätte man einen bestechlichen Wachposten finden können, aber das schloß wiederum das Risiko ein, sein und Marcels Leben einem Fremden anzuvertrauen. Die einzige Möglichkeit schien ein waghalsiger Diebstahl, der ihre bescheidenen Bedürfnisse befriedigen konnte, aber einmal wäre der Verlust bemerkt worden und die einsetzenden Ermittlungen konnten durchaus ihm und seinem Mitverschworenen zum Verhängnis werden. Er durfte nicht den geringsten Verdacht erwecken, denn jede auch nur oberflächliche Durchsuchung seiner Stallungen und Wirtschaftsgebäude mußte unfehlbar zur Entdeckung seines Eigenbauflugzeuges führen. Und den Oberst Kluger unvermittelt um eine einmalige Benzinzuteilung anzugehen, verbot sich von selbst. Der Oberst war schlau und würde bestimmt wissen wollen, zu welchem besonderen Zweck man das Benzin benötigte. Es war der findige Marcel, dem eine Lösung kam. Er schlug seinem Herrn vor, regelmäßig einmal im Monat eine Party für den Kommandanten und die höheren Stabsoffiziere zu geben. Sie würden in Militärfahrzeugen kommen, und während sie sich oben unterhielten, konnte man die Fahrer in die Gesindestube einladen. Ein paar hübsche Mädchen aus der nächsten Kleinstadt dazu, und die Fahrer wären so abgelenkt, daß Marcel in aller Ruhe in den Wagenpark schlüpfen und mit Hilfe eines Endchens Gummischlauch, einer Blechbüchse und einem Kanister nur so viel Benzin aus jedem Wagentank entnehmen konnte, daß niemand den Verlust bemerken würde.

Zuerst habe er große Bedenken gehabt, so versicherte mir der Vicomte. Mit Abscheu habe er den Gedanken von sich gewiesen, seine und der Heimat Feinde noch als Gäste zu empfangen. Ehrenhaft im Krieg zu unterliegen, das war das eine, aber mit den Eroberern noch gemeinsame Sache zu machen, das ging ihm gegen den Strich, das war gegen seine Natur und Erziehung. Er sträubte sich, diesen Vorschlag überhaupt in Erwägung zu ziehen. Aber nach ein oder zwei Wochen, als weder ihm noch Marcel eine bessere Lösung des Problems eingefallen war, gab er widerstrebend nach. Er richtete eine förmliche Einladung an Oberst Kluger und seinen Stab, und die Herren beeilten sich zu versichern, daß sie mit Freuden kommen würden. Alles lief wie geplant. Und von Party zu Party wuchs Marcels Vorrat an. Er hütete sich, mehr als fünf Liter auf einmal von jedem Wagen zu nehmen. Jedoch bereits nach vier Monaten hatte er mehr Benzin als er brauchte. Einmal wäre er fast erwischt worden. Einer der deutschen Fahrer kam plötzlich unverhofft an seinen Wagen, um ein Geschenk zu holen, daß er seinen neuen Freunden überreichen wollte. Glücklicherweise hatte der Kerl bereits einige Gläschen von dem starken Apfelbrandy intus, den die Bewohner hierorts selbst brannten, und er bemerkte nicht den Mann, der da auf der anderen Seite bewegungslos und dicht an das Hinterrad gedrückt dalag.

Der Vicomte hatte auch eine Angstminute, als das Gespräch unvermittelt auf Automobile überwechselte. Oberst Kluger sagte, ihm sei bekannt, daß der Herr Vicomte Eigentümer eines prächtigen englischen Wagens sei, eines Rolls-Royce, und er ließ sich nicht davon abbringen, einen kurzen Blick darauf werfen zu dürfen. Gottseidank wurden sie durch eine andere Sache in Anspruch genommen, so daß er nicht auch auf den Gedanken kam, die Motorhaube hochklappen zu lassen, um den Motor zu besichtigen, der in diesem Moment nur einige zehn Meter weiter entfernt seelenruhig im Körper des hausgemachten Flugzeuges lagerte.

Endlich kam der Zeitpunkt, auf den sie eine Ewigkeit gewartet hatten. In einer windstillen, ruhigen Nacht, bevor der Morgen dämmerte, zogen der Vicomte und Marcel den Apparat aus dem Schuppen und schoben ihn an das Ende einer langen Parkallee. Sie hatten sich nicht getraut, die Maschine irgendwie auszuprobieren. Kein Leerlauf, kein Probeflug. Entweder sie funktionierte jetzt oder nie. Der Vicomte ließ den Motor einige Minuten warmlaufen, währenddessen Marcel den zitternden Vogel festhielt. Dann kletterte auch er in die grobe offene Kabine, setzte sich hinter seinen Chef, und sie rollten die Straße hinunter. Der Motor lief auf Vollast, so daß die Kurbelwelle mit dem selbstgemachten Propeller auf ihre höchste Drehzahl kommen konnte. Der Flugapparat holperte über die Straße, gewann an Geschwindigkeit, und der Vicomte riß an dem rohgearbeiteten Steuerknüppel. Für einen Moment hielten sie vor Spannung den Atem an, und dann, am Ende der Allee, erhob sich das Flugzeug taumelnd und schwankend in die Luft. Die Räder streiften noch eine niedrige Hecke; aber sie flogen.

Der Pilot ging auf Zielkurs gen England, und sie schuckerten sich mit einer Geschwindigkeit von fünfzig Meilen pro Stunde vorwärts. Sie flogen in einigen hundert Fuß Höhe. Der Vicomte hatte

sich überlegt, daß sie um so weniger entdeckt würden, je niedriger sie flogen, und außerdem befürchtete er, das Flugzeug werde auseinanderfallen, wenn es in größere Höhen gelangte. Der Flug verlief ohne Zwischenfälle. Der Vicomte vermied es, in die Nähe großer Städte zu kommen. Jedoch es schien, als seien sie die Erfinder des Flugzeuges und ganz allein in der Luft: Keiner begegnete ihnen, kein Flugzeug der Nazi-Luftwaffe verfolgte sie, niemand feuerte von der Erde aus einen Warnschuß ab. Sie kreuzten die Küste südlich Le Treport, und als sie den Kanal zur Hälfte überquert hatten, kam eine Kette mißtrauischer Spitfire angebraust. Marcel schwenkte ein weißes Tischtuch, daß sie eigens dazu mitgenommen hatten, um ihre friedlichen Absichten kundzutun, wenn sie unterwegs angegriffen würden. Die Spitfires formierten sich und geleiteten sie zu einem Flugplatz der Royal Air Force in West Sussex, wo der Pilot es fertigbrachte, ohne Bruch zu landen. Und nun saßen sie hier bei mir, wieder freie Männer.

Meine erste Reaktion war ein Gefühl der Hochachtung vor der phantastischen Leistung dieser beiden Männer. Meine Bewunderung nahm noch zu, als ich am anderen Tag ihre Maschine in Augenschein nahm. Ich bin ja kein Flugzeugexperte und habe von Aeronautik keine Ahnung, aber ich konnte beim besten Willen nicht begreifen, wie sich dieses Monstrum überhaupt in die Lüfte erheben und ohne fremde Hilfe hundertfünfzig Meilen fliegen konnte. Aber es war geflogen, denn abgesehen von der Behauptung des Vicomte und seines Dieners hatte ich als unabhängiges Zeugnis die Aussagen des Kapitäns und der anderen Flugzeugführer der Spitfirestaffel. Als sie diese fliegende Mähmaschine (so taufte sie einer von ihnen) über den Kanal schaukeln sahen, rätselten sie erst, was für eine Geheimwaffe Herr Hitler ihnen da offerierte.

Ich verhörte den Vicomte ein weiteres Mal, diesmal aber allein, und ich quetschte ihn solange aus, bis ich seine Geschichte in allen Einzelheiten auswendig wußte. Ich fragte ihn, was für ein Mechaniker Marcel war. Er teilte mir mit, daß Marcel alle Wartungsarbeiten, die bei einem Automobil anfallen konnten, aus dem FF beherrsche und auch auf anderen Gebieten handwerkliche Fähigkeiten besitze. Am gleichen Abend holte ich den Rat eines meiner Kollegen ein, der bei der R.A.F. angestellt und von Beruf Maschinenbauingenieur war. Er hatte den Flugapparat bis ins einzelne untersucht und brachte seine Bewunderung darüber zum Ausdruck, auf welche geniale Weise hier improvisiert worden war. Ich als Laie stellte ihm verschiedene Fragen, die sich auf den Motor bezogen. Am nächsten Tag bat ich den Vicomte noch einmal zu mir. „Es tut mir leid, daß ich Ihnen so viel Umstände machen muß", sagte ich, als er sich gesetzt und eine Zigarette angezündet hatte.

„Aber da sind noch zwei, drei Kleinigkeiten, die einer Klärung bedürfen. Zuerst zum Treibstoff. Haben Sie jemals selbst Benzin aus den Tanks der deutschen Stabsfahrzeuge gezapft?"

„Nein", erwiderte er, „dafür war Marcel zuständig. Meine Aufgabe bestand darin, die Offiziere zu unterhalten, und es wäre mir als Gastgeber auch kaum möglich gewesen mich für zehn Minuten oder mehr zu entschuldigen und zu entfernen."

„Ich verstehe. Wollen Sie mir nun noch beschreiben, wo die Fahrzeuge während der Party parkten?"

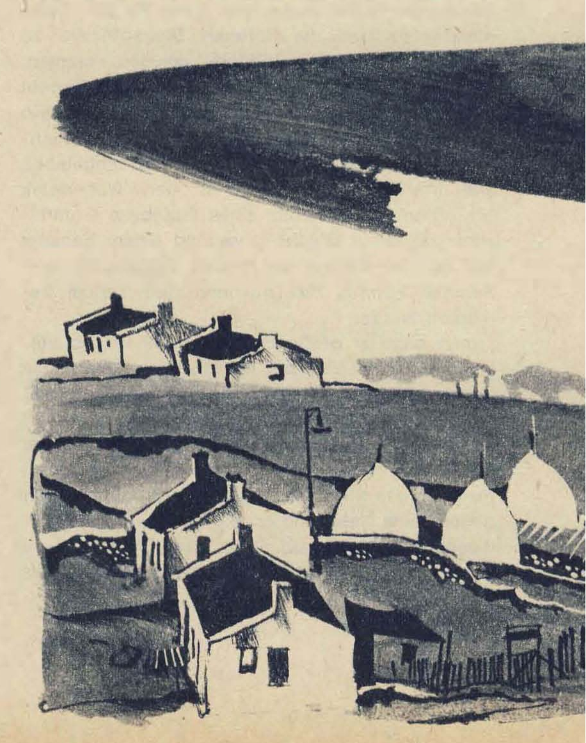
„Aber gewiß. Die Fahrzeuge fuhren im Konvoi bis zur Freitreppe meines Hauses vor. Die Offiziere stiegen aus und wurden von Marcel empfangen, der sie in meine Empfangsräume geleitete, die sich im Oberstock befanden. Die Fahrer fuhren dann ums Haus herum zur Hinterfront, wo sich gleich neben dem Dienstbotenaufgang ein Parkplatz befand. Hier blieben die Autos, bis die Offiziere aufbrachen. Ich gab dann Marcel ein Klingelzeichen, er sagte den Fahrern Bescheid, jene stiegen in ihre Wagen und holten ihre Chefs wieder an der Freitreppe ab."

„Also in der Zeit zwischen Ankunft und Abfahrt haben Sie sich nie in der Nähe der Stabsfahrzeuge aufgehalten?"

„Nein, niemals."

„Ich danke Ihnen, Monsieur. Lassen Sie mich nun noch einige Fragen bezüglich dieses berühmten Rolls-Royce-Motors stellen, der Sie so sicher nach England gebracht hat. Wer hat ihn von seinem ursprünglichen Platz im Motorraum des Rolls-Royce zu seinem neuen Bestimmungsort transportiert?"

„Marcel löste alle Befestigungsschrauben und baute auch eine Winde, um ihn herauszuheben.



Illustrationen: Karl Fischer

Der Motor war viel zu schwer, als daß wir zwei Männer ihn mit unseren Händen hätten herausheben können. Wir haben das Flugzeug danebengeschoben, und ich half ihm, den Motor von einer Stelle zur anderen zu hieven. Aber wie das alles zu bewerkstelligen war und vor sich ging, das hat Marcel ausgeklügelt. Das ist sein Verdienst. Er hat die Aufgabe glänzend gelöst – ohne ihn wäre ich heute nicht hier."

„Und haben Sie den Motor vor oder nach dem Einbau in Ihr Flugzeug irgendwie verändert?"

Der Vicomte schaute mich irritiert an. „Verändert?" fragte er, „nein, wozu auch? Der Rolls-Royce-Motor ist der beste in der Welt. Das ist Fakt. Daran gibt es nichts zu ändern. Natürlich habe ich mir angesehen, auf welche Weise Marcel den Motor wieder befestigt hat. Unser beider Leben hing ja von der Stärke und Festigkeit der Sicherungsschrauben ab, und obgleich ich Marcel unbedingt vertraute, wollte ich ihm fairerweise nicht die ganze Verantwortung allein überlassen."

„Das leuchtet mir ein", sagte ich und fügte dann vorsichtig hinzu: „Sind Sie vertraut mit Motoren?"

Er lächelte und zuckte die Achseln.

„Nur oberflächlich. Ich kenne die theoretischen Funktionsprinzipien und könnte zur Not auch kleine Reparaturen vornehmen. Aber der technische Fachmann in unserem Team ist Marcel. Ich verstehe dafür etwas mehr von Aerodynamik. Und so sind wir durch unser beider Kraft hierhergelangt. Wir beide, mein treuer Marcel und ich, sind nach England gekommen, um frei zu sein, und wir bieten unsere Dienste an!"

„Haben Sie recht vielen Dank, Monsieur le Vicomte", sagte ich, „das war alles, was ich von Ihnen wissen wollte."

Als er gegangen war, saß ich noch eine halbe Stunde rauchend in meinem Sessel und dachte angestrengt nach. Dann hielt ich die Zeit für gekommen, mich mit Marcel zu unterhalten, zum ersten Mal unter vier Augen. Bald darauf saß er vor mir und schaute mich an mit einem Blick, der mich an die abweisende, mürrische Haltung erinnerte, die französische Bauern oft annehmen, wenn sie mit den Behörden zu tun haben. Ich sah ihn einige Minuten schweigend an und studierte dabei sein Gesicht. Schließlich sagte ich weich: „Sagen Sie mal, Marcel, warum haben Sie das getan?"

„Was soll ich getan haben?"

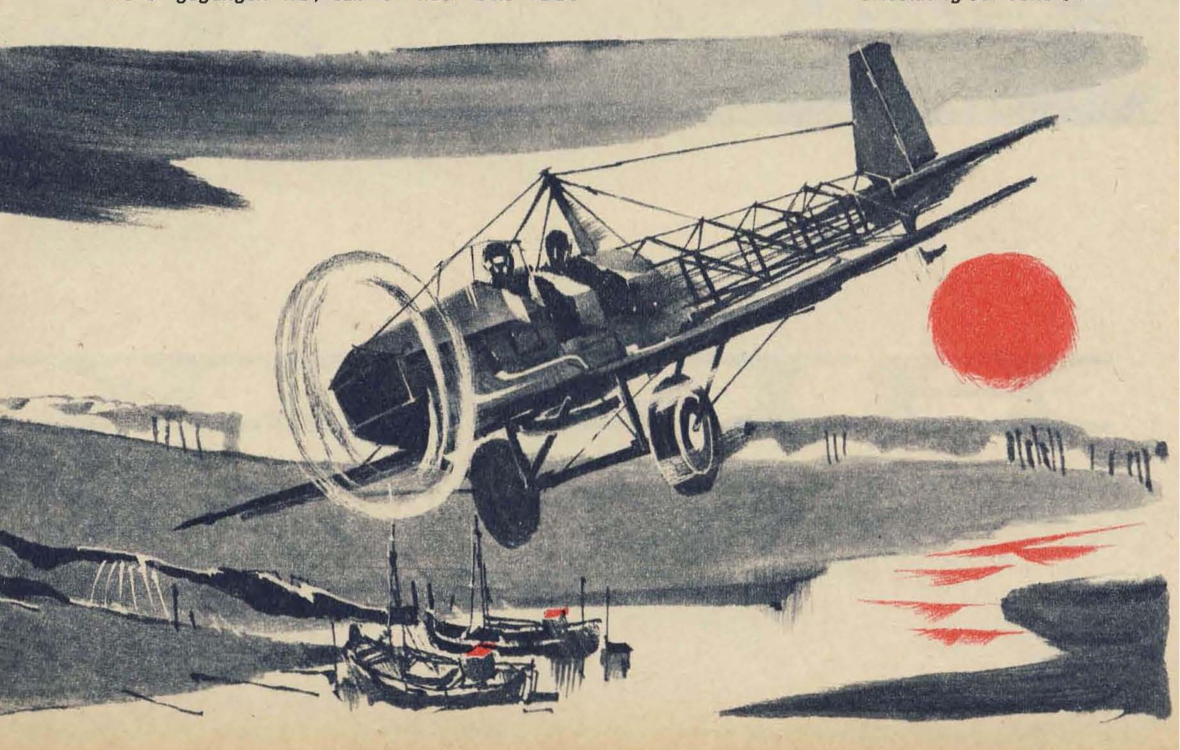
„Na, sich und Ihren Chef an die Deutschen verkauft!"

„Der Herr Offizier beleidigen mich. Ich hasse die Nazis."

„Das mag sein – aber noch mehr lieben Sie Ihre eigene Haut. Sie konnten zwar Ihren Chef hinters Licht führen, so daß er von Ihnen glaubt, Sie seien ihm und dem Vaterland treu, aber uns täuscht so leicht niemand." „Ich verstehe Sie nicht, mein Herr", sagte er und schaute mich dabei an wie ein Unschuldslamm.

„Passen Sie auf, Marcel. Drei Faktoren überführen Sie. Zuerst der Motor. Vielleicht rechneten Sie auch damit, daß er bei der Landung kaputt geht. Aber ich habe ihn inspiziert, gemeinsam mit einem Experten. Sie wissen so gut wie ich, daß ein normaler Automotor – auch eine so durchkonstruierte Maschine wie die von Rolls-Royce – ein verhältnismäßig niedriges Verdichtungsverhältnis aufweist. Viel zu niedrig, um ihn als Flugzeugmotor verwenden zu können. Aber einem cleveren Mechaniker, der die richtigen Werkzeuge dazu hat,

Fortsetzung auf Seite 94





BLICK



EANG



Forcierte Aufrüstung in Japan

Im Laufe des 1972 beginnenden „vierten Fünfjahrplanes" will das japanische Verteidigungsamt sein Budget um das 2,2fache erhöhen. Dabei ist beispielsweise vorgesehen, die Tonnage der japanischen Marine um 36 Prozent zu vergrößern. Weiterhin soll in jeder der 48 Präfekturen des Landes ein Regiment mit vorerst beschränkter Mannschaftsstärke aufgebaut werden, die jedoch binnen kürzester Frist durch Reservisten voll aufgefüllt werden können. Wie außerdem verlautet, strebt Tokio danach, 1976 im Besitz eigener Kernwaffen zu sein. Es wird angenommen, daß Japan in der Lage ist, innerhalb von zwei Jahren einen „ausreichenden Bestand an nuklearen Abwehrwaffen" zu produzieren. (Auf dem Foto: mot. Schützen einer Einheit der japanischen „Selbstverteidigungsstreitkräfte".)



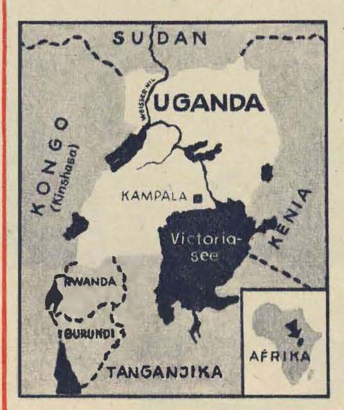
Bonner Waffengeschäfte

Wie bekannt wurde, beteiligt sich die BRD in verstärktem Maße auch an Waffenlieferungen westeuropäischer Staaten in lateinamerikanische Länder. Bereits zu Beginn der sechziger Jahre hatte die BRD damit begonnen, in größerem Umfang Waffen zu exportieren, und zwar vorwiegend nach Afrika. Diese Waffenexporte für junge Nationalstaaten wurden als Möglichkeit angesehen, „Einfluß zu nehmen auf die Gesellschaftsordnung und die außenpolitische Orientierung dieser Staaten". Heute liefern westdeutsche Monopole Waffen in 51 Länder der Welt. Dabei handelt es sich vor allem um Kampfpanzer, U-Boote und verschiedene Arten von Begleitschiffen, Flugzeuge, Panzerabwehrraketen, Fliegerabwehrkanonen, Handfeuerwaffen und Munition. In Länder Lateinamerikas, vor allem nach Argentinien, Brasilien und Kolumbien, exportiert Bonn vorwiegend U-Boote und andere Kriegsschiffe.

Aus unserem Jahrestagskalender: 8. Februar: Tag der Koreanischen Volksarmee (gegr. 1948) – 15. Februar: Tag der Bewaffneten Volksbefreiungskräfte der Republik Südvietnam (gegr. 1961) – 23. Februar: Tag der Sowjetarmee (gegr. 1918)

Einen absolut gesunden Organismus verlangt der Einsatz im Hochgebirge. Unter ständiger ärztlicher Beobachtung stehen deshalb die Grenzsoldaten der indischen Armee, die in den hochgelegenen Gebieten des Himalaja ihren überaus harten Dienst verrichten.

Gefährlicher Kurs



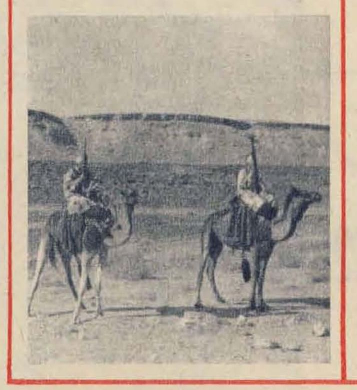
Der durch einen Staatsstreich zur Macht gelangte Präsident Ugandas, General Idi Amin, hat nunmehr auch den Oberbefehl über die Streitkräfte übernommen. Er besuchte inzwischen mehrmals Israel und bemühte sich in Großbritannien und Frankreich um Waffenlieferungen. Weiterhin beabsichtigt er, die ugandische Armee von 8000 auf 16000 Mann zu vergrößern. Bezeichnenderweise soll das auf Kosten von Zahlungen für den Fonds der afrikanischen Befreiungsbewegungen erfolgen, Solidaritätszahlungen, die künftig völlig eingestellt werden sollen.



Schnappschuß von einer Freundschaftsreise. Tausende Kubaner säumten die Mole, als das Schulschiff „Esmaralda" der chilenischen Flotte im Hafen von Havanna einlief. Die 47 Offiziere und 65 Matrosen an Bord des Schiffes wurden begeistert als Freundschaftsboten der Volkseinheitsregierung empfangen.



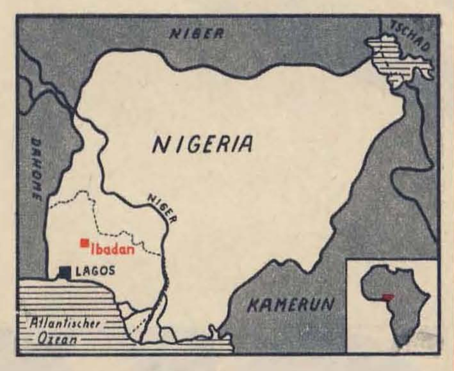
Nicht Gegenwart und Vergangenheit stehen sich hier gegenüber. Die modernen mittleren Panzer gehören ebenso zur Nationalen Volksarmee der Algerischen Demokratischen Volksrepublik wie die Kamelreiter ihrer 3. Militärregion (Sahara-Departement). Ein Beispiel für den Einfluß geographischer Bedingungen auf Struktur und Ausrüstung der Streitkräfte.



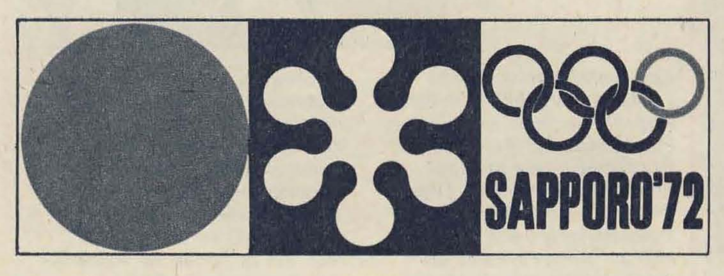
Barbarische Zustände

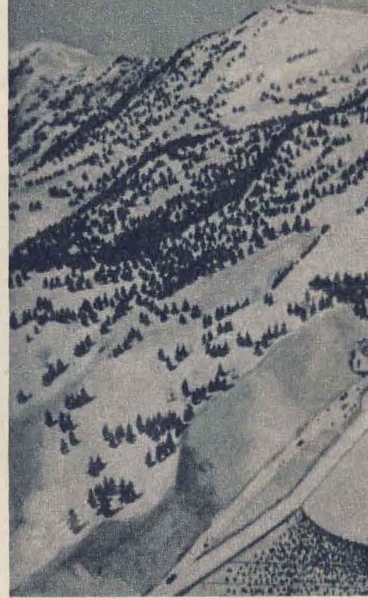
Etwa 40000 Kambodschaner aus Südvietnam wurden für die Truppen Phnom Penhs angeworben und zu Einsatzbataillonen formiert. Es handelt sich dabei um Angehörige der Völkerschaft Khmer-Krom (südliche Khmer), die noch auf einer sehr niedrigen gesellschaftlichen Entwicklungsstufe lebt. Vor Gefechten binden sich die mit amerikanischen Uniformen bekleideten braunhäutigen und gedrungenen Soldaten dieser Einheiten weiße Halstücher um und stecken buddhistische Amulette in den Mund. Dadurch glauben sie sich vor der Einwirkung gegnerischer Waffen gefeit. Nach dem Kampf nehmen sie nach altem Brauch rituelle Hinrichtungen der Gefangenen vor. Sie schlagen ihnen die Köpfe ab, schneiden ihnen die Leber aus dem Leib, um sie roh zu essen, und lagern die entstellten Leichen in einer bestimmten Ordnung um die abgehauenen Köpfe. All das geschieht mit dem Wissen und dem Segen ihrer Ausbilder und Kommandeure – „zivilisierter" amerikanischer Offiziere.

Armee gegen Bummelanten



Eine recht ungewöhnliche „Gefechtsaufgabe" erhielten Angehörige der nigerianischen Streitkräfte. Auf Beschluß der Bundesregierung in Lagos wurde ihnen befohlen, gegen Angestellte des öffentlichen Dienstes vorzugehen, die es sich zur Angewohnheit gemacht hatten, mit reichlicher Verspätung zum Dienst zu erscheinen. Etwa 400 Soldaten legten sich bei den elf Ministerien in Ibadan, der Hauptstadt der nigerianischen Westprovinz, auf die Lauer und nahmen etwa 200 Angestellte (darunter einige in hohen Funktionen) vorübergehend fest. Sie verhörten sie, notierten ihre Namen und schickten sie dann an ihre Arbeitsstellen.


SAPPORO'72



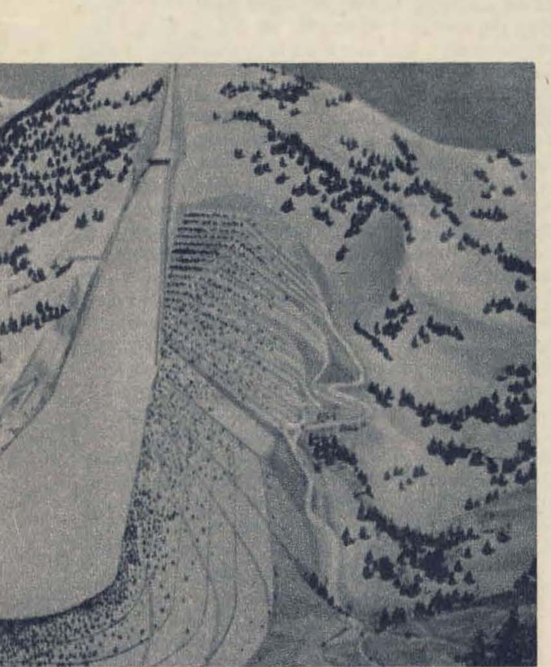
Eine Betrachtung von Hans-Richard Vollbrecht

Sapporo steht vor der Tür. Hart trainieren die Skispringer in aller Welt. Aber Können und Kondition allein genügen nicht, um olympische Medaillen zu gewinnen. Dazu braucht man vor allem auch

MUT, ZU SIEGEN



Modell und Wirklichkeit – Okurayama – Großschanze von Sapporo





Internationale Wintersportwoche 1971 in der japanischen Olympiastadt Sapporo: Auf der Normalschanze von Miyanomori siegt Yukio Kasaya (Japan) vor Anatoli Sheglanow (UdSSR) und unserem Skiflugweltrekordler Manfred Wolf vom ASK Brotterode. Besonderes Aufsehen aber erregt der 24jährige Norweger Ingolf Mork. Trotz eines Sturzes wird er Siebenter – unter anderem vor Gari Napalkow, dem Doppelweltmeister von Strbske Pleso 1970. Im ersten Durchgang springt Mork 88 Meter, drei Meter über den Schanzenrekord. Aber er fällt in den Schnee. „Ich bin einfach zu weit geflogen", sagt er später. „Sprünge über 85 Meter sind hier kaum zu stehen. Doch diese Schanze liegt mir. Ich kann mir gut vorstellen, daß ich hier im nächsten Jahr Olympiasieger werde!" Auf der Großschanze zeigt der junge Norweger wenige Tage später sein ganzes Können und beweist sich aufs neue als weltbester Springer der Saison: Er fliegt als einziger der gesamten Konkurrenz zweimal über 100 Meter.

Ja, Mork könnte Olympiasieger werden. Aber viele wollen das und haben das Zeug dazu.

Als dieses Heft fertiggestellt wurde, war die DDR-Olympiamannschaft noch nicht nominiert. Zu denen, die sich fleißig vorbereiten und sich einen Platz erkämpfen wollen, gehören auch Armeesportler. Es sind die Skispringer Manfred Wolf und



GERHARD GRIMMER



AXEL LESSER

Als der Mann mit dem großen Kämpferherzen bei den Skiweltmeisterschaften 1966 in Oslo Neunter auf der 50-km-Strecke wurde, da schöpften die DDR-Langläufer Mut. Damals freuten sie sich schon, wenn einer von ihnen den inoffiziellen Titel „Bester Mitteleuropäer" erhielt. Denn daß sie einmal die sowjetischen Läufer und die Skandinavier schlagen könnten, daran glaubte zu jener Zeit noch keiner. Inzwischen hat der jetzt 28jährige Läufer des ASK Vorwärts Oberhof an der Stätte der Weltmeisterschaft von 1966 seine größten Erfolge gefeiert: Sowohl 1970 als auch 1971 siegte er am traditionsreichen Holmenkollen über 50 Kilometer gegen die komplette Weltelite. Und seit den denkwürdigen WM-Tagen von Strbske Pleso 1970 ist der Name von Gerhard Grimmer in aller Munde. Mit zweimal Silber (30 km und 4 × 10 km) und einmal Bronze (50 km) zählte er zu den erfolgreichsten Langläufern dieser Titelkämpfe. Auf dreizehn Wettkampfjahre kann der 1,74 Meter große Oberleutnant bereits zurückschauen. Großer Trainingsfleiß und Kampf bis zum letzten zeichneten ihn dabei immer aus. Daß auch in Sapporo wieder mit ihm zu rechnen sein wird, bewies er bei den vorolympischen Spielen 1971 an gleicher Stelle, wo er den 30-km-Lauf gewann.

ist der „Sprinter" unter den DDR-Skiläufern, wenn man die fünfzehn Kilometer als Sprintstrecke bezeichnen darf. Wie sein Freund und großes Vorbild Gerhard Grimmer trainiert er beim ASK Vorwärts Oberhof unter Trainer Horst Wagner. Der geborene Brotteroder ist mit seinen 1,80 Metern neben dem Klingenthaler Klause der größte unserer Skilangläufer. Je ein DDR-Meister-Titel bei der Jugend und bei den Männern und nicht weniger als zehn zweite Plätze bei DDR-Meisterschaften stehen auf dem Erfolgskonto des 25jährigen Unterleutnants der NVA. Das wertvollste Metall in Axels Medaillensammlung ist aber sicherlich das Silber, das er mit Grimmer, Klause und Heßler bei den Ski-Weltmeisterschaften 1970 in der 4 × 10-Kilometer-Staffel erkämpfte. In dieser Staffel ist ja seine Schnelligkeit ganz besonders gefragt. Den größten Einzelerfolg holte er sich 1971 in Falun, als er über 15 Kilometer im Kreis der Weltelite Dritter wurde. In Sapporo will er zum zweiten Mal bei olympischen Spielen an den Start gehen. Da hofft er auf bessere Resultate als vor vier Jahren in Grenoble, wo er im 15-km-Lauf ausschied, über 30 Kilometer Sechsunddreißigster wurde und in der 4 × 10-Kilometer-Staffel mit Grimmer, Klause und Thiel den siebenten Platz belegte.

In Bischofshofen stand das Halali der Vierschanzentournee vor der Tür. Am Vorabend saßen wir beim Grog beisammen und schwatzten von allem Möglichen, auch über die Springerei. Sepp Bradl war auch da, der Weltmeister und Weltrekordler vergangener Jahrzehnte. Er sang ein Hoheslied des Sportes, dem er bis heute treu geblieben ist – als Chef der österreichischen Springergarde: „Glaubt mir, die Skispringer sind ganz Große des Sports. Ich sage das nicht, weil ich selbst einer war. Man hat mir oft nachgesagt, ich sei ein mutiger gewesen. Aber auch ich war nie frei von Angst. Droben stehen auf dem Turm, hinunterschauen in die Tiefe – und dann daran denken: Jetzt mußt du hier runter! Aber nicht nur runterspringen, sondern auch schön springen und weit fliegen. Sonst kommst du ja zu nichts. Und dann entscheidet am Schanzentisch oft eine Hundertstelsekunde darüber, ob du Sieger wirst – oder vielleicht nur Dreißigster. Eine Nuance nur, und du hast Gold oder gar nichts. . ."

Wladimir Beloussow, sowjetischer Olympiasieger von Grenoble, nickte mit dem Kopf, als

Hans-Georg Aschenbach, die Langläufer Gerhard Grimmer und Axel Lesser und die Rennrodler Margit Schumann, Wolfgang Scheidel, Horst Hörnlein und Reinhard Bredow. Vier von ihnen wollen wir etwas näher vorstellen.



HORST HÖRNLEIN

Lassen wir seinen Trainer Gottfried Legler über ihn urteilen: „Horst besticht durch Ausgeglichenheit und Kampfgeist. Imponierend ist nicht etwa eine schöne, dafür aber rationelle Fahrweise." Zugleich lobt er Unterleutnant Hörnleins Strebsamkeit, die weit über den Trainingsfleiß hinausgeht. So ist er als Fernstudent an der DHfK, wie man versicherte, einer der Besten in seiner Seminargruppe. Gern denkt der heute 26jährige Rennschlittensportler vom Oberhofer Armeesportklub an die Welttitelkämpfe von Davos zurück, wo er mit einem dritten Platz im Doppelsitzer zu den aufsehenerregenden DDR-Erfolgen beisteuerte. Doch auch nach 1965 konnte er noch so manches Mal mit Medaillen in die Republik heimkehren. So wurde er zweimal Europameister, und das in den letzten beiden Jahren gleich unmittelbar hintereinander, einmal Vizeweltmeister und eroberte drei WM-Bronzemedaillen. Ein wenig ärgerlich allerdings erinnert sich Horst Hörnlein des olympischen Rennens in Grenoble, als ihm und seinem Klubkameraden Rainer Bredow ganze vier Zehntelsekunden am Medaillenerfolg fehlten – nachdem sie im Training die besten Zeiten gefahren waren. Nun hofft der einstige Ilmenauer und mit ihm auch Oskar Graßmann, der ihn entdeckte, auf neuen Lorbeer.

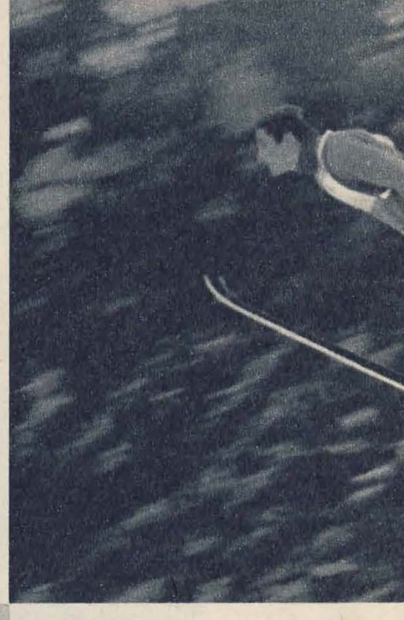


WOLFGANG SCHEIDEL

Eigentlich vereinigt Wolfgang Scheidel so fast alle Eigenschaften in sich, die man von einem hervorragenden Rennschlittensportler erwartet: Bescheidenheit, Sachlichkeit, Ruhe und Mut, darüber hinaus eine Größe von 1,80 m und ein Gewicht so an die 90 kg. Der 28jährige Unterleutnant vom ASK Vorwärts Oberhof wußte diese Voraussetzungen und dazu die sportliche Förderung des Staates gut zu nutzen. Seine Medaillenerfolge jedenfalls sprechen eine beredte Sprache: Er wurde vor sieben Jahren Weltmeister im doppelsitzigen Rennschlitten mit Michael Köhler, stieg dann um auf den Einsitzer und holte sich mit ihm eine silberne und eine bronzene Medaille bei Europameisterschaften und im Vorjahr noch einen dritten WM-Platz dazu. Der gelernte Maschinenschlosser zählt zu den Ersten der Ende 1965 erst gegründeten Oberhofer Schlittenmannschaft und hatte sich seine ersten Rennrodel-Sporen beim SC Traktor Oberwiesenthal verdient. Wenn man Sportlerfamilien in unserer Republik aufzählt, darf man die Scheidels nicht vergessen. Denn während Wolfgang auf dem schmalen Einsitzer mit an die 110 Stundenkilometer die Kurven der Rennbahnen hinunterrast, gleitet seine Frau Karin auf den Langlaufbrettern durch den verschneiten Winterwald . . .

man ihm drei Wochen später davon erzählte. Weit von dem Gedanken entfernt, etwa einer von eben den „Größten" zu sein, antwortete er: „Da ist schon etwas dran, was Bradl sagt. Tatsächlich, bei uns kann eine Hundertstelsekunde über alles entscheiden. Vielleicht ist an unserem Kampf gegen diesen winzigen Sekundenbruchteil und gegen das bißchen Angst, das wir trotz allen Mutes haben, doch irgend etwas Großes. Vielleicht. . ."

Drei Wochen später wurde Gari Napalkow doppelter Weltmeister. Niemand zeigte sich überrascht. Ein Sieg des 22jährigen Draufgängers aus der Sowjetunion konnte getrost bei allen Prognosen mit „eingeplant" werden. Spektakulär war aber vor allem die Art und Weise, in der er gewann. Das „Wie" seiner Triumphe ist unter den besten Skispringern der Welt noch heute Gesprächsstoff. . .
Nach dem ersten Durchgang auf der Normalschanze war er noch Zehnter. Vor ihm lagen Beloussow, Kasaya, Johansson, Mork, Pawlusiak, Höhnl, Grini, Aochi, Raska. Bei der Güte dieser Leute, die den 81,5-Meter-Schanzenrekord einmal eingestellt und bereits fünfmal überboten hatten, schien die Aussicht für Napalkow, noch eine Medaille zu gewinnen, verschwindend gering. Doch mit einem Gewaltsatz von 84 Metern und der Tageshöchstwertung von 125,2 Punkten riß Napalkow sogar noch das Gold aus dem Feuer. Als das feststand, kurvte er im Auslauf herum wie ein Knallfrosch. Er kam auch auf mich zugeschossen und holte sich seinen Glückwunsch selbst ab. „Siehst du, Gari, habe ich es dir nicht gesagt, damals in Oberhof, als wir mit Aleksej Tichonow zusammensaßen, du wirst noch einmal Weltmeister." Gari klopfte mir strahlend auf die Schulter, und dann sprudelte er alles heraus, was er auf dem Herzen hatte: „Springen, das ist mein





Skiflugweltrekordler Manfred Wolf mit vorbildlicher Skiführung. Die Körpervorlage könnte größer sein.

Folgt dann noch ein solch einwandfreier und sicherer Telemark-Aufsprung, bekommt der Springer ganz bestimmt hohe Haltungsnoten.

Leben! Und meine Natascha wird sich freuen! Und erst mein Vater, der nie in seinem Leben auf einer Schanze stand, aber bald noch besessener ist als ich. . ."

Der beste Norweger an diesem Tag schaute ein wenig traurig an mir vorbei. „Ach weißt du, meine Startnummer war nicht gut. In der letzten Gruppe wäre ich vielleicht auch noch weiter gesprungen. Aber was soll man da machen. . ." Trainer Terje Holm nahm den letzten Satz seines Schützlings Lars Grini, der immerhin die Bronzemedaille gewonnen hatte, auf: „Ja, was soll man da machen? Lars gehörte eben im Training nicht zu den besten. Wie sollte ich ahnen. . .?" Björn Wirkola, der in der letzten Gruppe ausgeloste Doppelweltmeister von 1966, wurde als Dreizehnter schlechtester Norweger. Dabei

Absprung – das ist die Hundertstelsekunde, die über die Weite und die Qualität des Fluges entscheidet.





hatte Gari Napalkow in Oberhof Stein und Bein geschworen, Wirkola werde es schon machen. „Einen solchen Sturz vom Thron wie 1968 in Grenoble, wo er als Weltmeister nur ein Schatten seiner selbst war, wird es bei ihm nie wieder geben. Wirkola ist der Beste von uns allen. Nicht umsonst habe ich Bilder von ihm in meinem Zimmer hängen . . ."

Napalkows „Geheimtip" verschwand dann bei der Weltmeisterschaftskonkurrenz auf der Großschanze als Siebenundzwanzigster völlig in der Versenkung. Der schweren Niederlage Wirkolas stand der strahlende zweite Sieg des jungen Mannes aus Gorki gegenüber. Was Napalkow bot, war ein Schauspiel. Bevor im zweiten Durchgang er kam, war das Springen dahergeplätschert, hatte niemand im großen Feld der Weltrekordkulisse von 135 000 Zuschauern etwas Außergewöhnliches bieten können. Aber dann sprang Gari. Sein Flug schien überhaupt nicht zu enden: 109,5 Meter, zwei Meter über Jiri Raskas Schanzenrekord. 127,7 Punkte bekam er für diesen Sprung. Sekundenbruchteile nach der Landung warf er schon die Arme hoch – er ahnte es, das war der zweite Titel. Der Punktabzug für seine Jubel-„Einlage" bei der Landung fiel angesichts des gewaltigen Fluges nicht mehr ins Gewicht. Der plötzliche Szenenwechsel beschnitt den nach Napalkow Startenden die Flügel. Jiri Raska überholte nach einem 99-Meter-Sprung zwar noch den Polen Gasienica-Daniel und wurde Zweiter, blieb aber mit seiner Gesamtnote 13,7 Punkte hinter Napalkow zurück. „Ich weiß, was die Schanze hergibt", meinte er, „110 Meter, vielleicht auch 112, aber dann müssen die Bedingungen ideal sein, muß ein ganz großer Springer einen seiner besten Tage im Leben haben. Als ich hörte, wie weit Napalkow gesprungen war, wußte ich, daß wir alle, die nach ihm kamen, keine Chance mehr hatten."

Mit seinem Talent allein hätte Gari Napalkow niemals Doppelweltmeister werden können. Ganz und gar eigen ist ihm eine ungewöhnliche Kampfkraft, der Mut zum Wagnis, aus einer handgreiflich nahen Niederlage noch einen Sieg zu machen. Auf der Normalschanze war er zuerst Zehnter – dann Sieger, auf der Großschanze zuerst Dreizehnter – dann Bester. Wer so etwas kann, ist ein Weltmeister mit Ausrufezeichen. Gari Napalkow hat ganz sicher jene Größe, von der Sepp Bradl sprach . . .

Ein Jahr später. Über der Flugschanze am Kulm wehte der Ostwind. Tagelang. Oft waren

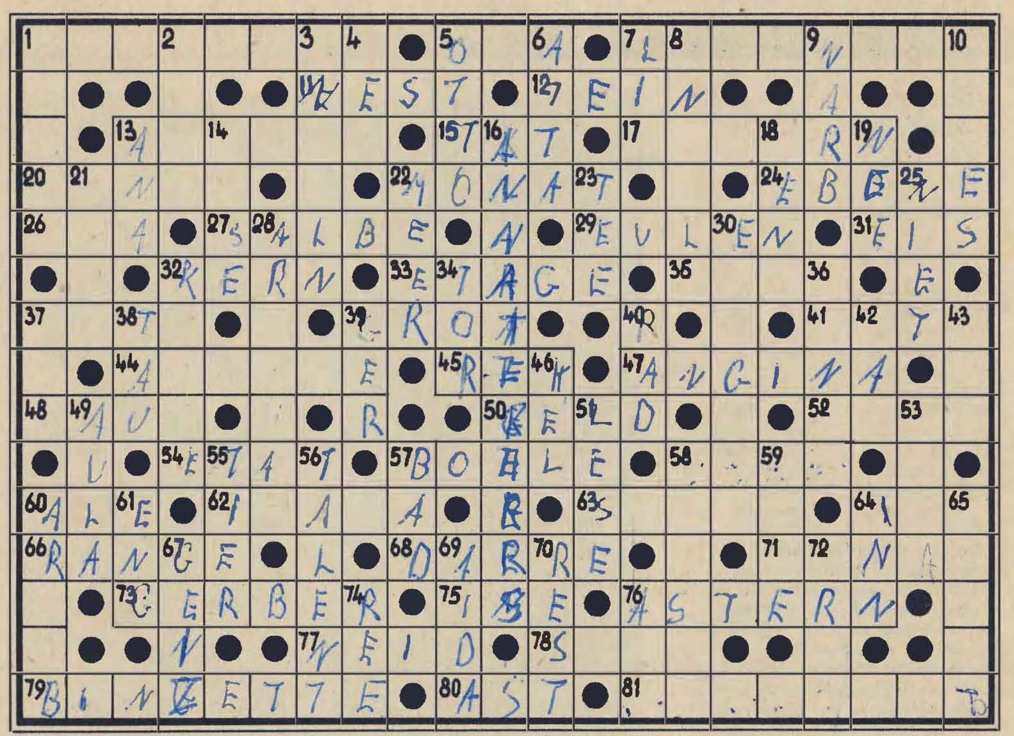
es Sturmböen – sie bliesen schließlich alle Hoffnungen hinweg: Die Skiflugwoche 1971 fand nicht statt.
Gelangweilt saß in einer windgeschützten Ecke vor dem Kampfrichterturm auch Norwegens Cheftrainer Terje Holm. Gelegenheit für einen kleinen Plausch. „Warum haben Sie eigentlich Ingolf Mork nicht mit hierhergebracht", fragte ich ihn. „Er wollte nicht. Ingolf ist momentan mein bestes Pferd im Stall, und ich will ihn zum Fliegen nicht zwingen. Wir wollen ja unser großes Ziel – Sapporo 1972 – nicht aus den Augen verlieren." Auf Ingolf Mork setzt Terje Holm seine größten Hoffnungen: „Ich glaube, er war in diesem 71er Jahr der Beste von allen. Er gewann bei der Vierschanzentournee drei von vier Sprungläufen. Schade, daß er in Innsbruck stürzte – er hätte alles gewonnen, jedes Springen und auch die Tournee. Ingolf gewann in Sapporo und am Holmenkollen. Nun hoffen wir auf Olympia, setzen uns aber keine Flausen in den Kopf. In dieser Saison haben sich mehr als ein halbes Dutzend Springer als kommende Olympioniken angeboten. Ich brauche nur an den Japaner Kasaya zu denken. Und in allen unseren Aufrechnungen steht immer ganz groß der Name Napalkow ..."

Der 24jährige Ingolf Mork aus der Kleinstadt Molde an der norwegischen Westküste ist also schnurstracks auf dem Weg, die Nachfolge seiner großen Landsleute Bergmann, Engan und Wirkola anzutreten. Er ist ein „Springer mit geradezu provozierender Kaltblütigkeit, mit außergewöhnlich starken Nerven" – so sehen ihn die Fachleute. Er ist ein Weitenjäger von höchster Qualität. Und jeder Skisprungexperte sagt, daß Morks Aufsprung lehrbuchreif sei. Eine gute Landung, so meint der 24jährige selbst, gehöre zu den wichtigsten Dingen eines Sprunges, besonders, wenn man weit springen wolle. „Ich habe viel daran gearbeitet. Jeder kann den Telemark-Aufsprung erlernen. Das Alter spielt dabei keine Rolle. Auf Fleiß, Willen und Beharrlichkeit kommt es an! Schön und weit fliegen ist gut, aber um Bester zu sein, muß man auch einen guten Aufsprung haben. Sonst siegt man nicht ..."

Und die Erben *unserer* „Großen"? Die Erben des Harry Glaß, des Helmut Recknagel, des Dieter Neuendorf? Sind sie so gut, daß auch sie siegen könnten? In den rabenschwarzen Weltmeisterschaftstagen von Strbske Pleso 1970 ging der nach Meinung von Wladimir Beloussow „stärksten Springermannschaft der Welt" fast alles daneben. „Ihr könnt doch springen! Wenn's nicht so wäre, würde ich ja gar nichts sagen!" Die Worte des leider so früh verstorbenen Cheftrainers Hans Renner an unsere Aktiven sind heute so gültig wie damals.
Horst Queck hat schon Skisprung-Geschichte geschrieben, als er 1970 die Vierschanzentournee gewann. Auch Manfred Wolf, der Draufgänger vom ASK Brotterode, der als Junge seinen Steinbach-Hallenberger Nachbarn Helmut Recknagel springen sah und so werden wollte wie er, hat sich einen Namen in der Ski-Welt gemacht: Im Tamartal von Planica flog er 1969 auf 165 Meter, die bisher größte Weite im Skispringen, und wurde Weltrekordler. Über seinen unvergessenen Vogelflug reden die Leute heute noch.
Und auch Hans-Georg Aschenbach, der junge ASK-Athlet, Heinz und Rainer Schmidt, Wosipiwo und die anderen DDR-Springer von heute werden von den Fachleuten in der Welt anerkannt. Aber ihre Leistungen glichen oft einer Fieberkurve. Weit sprangen sie immer – doch hier haperte es beim Absprung, dort bei der Landung. Der eine Sprung hatte Weltniveau, der zweite war das Gegenteil. Machten sie wirklich einmal zwei weite und gute Sprünge, dann lagen sie auch mit vorn, oft sogar ganz vorn!

Immer noch ist ihnen Helmut Recknagel dabei Vorbild und Beispiel. „Ungeheurer Wille und Zielstrebigkeit waren bei Helmut vor allem so beispielhaft", sagte Hans Renner einmal über seinen berühmtesten Schützling. „Er kämpfte nicht nur darum, Weltmeister zu werden, sondern auch Weltmeister zu bleiben. Nach jedem großen Erfolg krempelte er die Ärmel wieder hoch und begann von neuem. Gold in Squaw Valley – und nun zum Holmenkollen! Holmenkollensieg – und nun zur Flugwoche! Und er siegte auch dort. Das war Helmut: Olympiasieger und Weltmeister, und das immer wieder bestätigen. So muß es sein!" Der Brotteroder ASK-Weitenjäger Manfred Wolf folgt Recknagel an Kraft und Kampfeswillen am ehesten. Daß er zu den Triebfedern im Kollektiv unserer Besten gehört, ist kein Zufall. Helmut Recknagel ist das Leitbild seiner eigenen Entwicklung: „Ich habe nicht nur zu ihm aufgeschaut, weil er mein unmittelbarer Nachbar in Steinbach-Hallenberg war. Ich bewunderte an ihm, daß er so oft siegte – und *wie* er siegte: mit Ruhe, Nervenstärke und dem Vorsatz, hier siegst du!"

Nun stehen Manfred Wolf und Hans-Georg Aschenbach, Horst Queck und die beiden Schmidts vor der bisher wichtigsten Saison ihrer Springerkarriere: Das olympische Jahr 1972 ist da!



KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Wappenkunde, 5. Nebenfluß der Wolga, 7. unterer Offiziersdienstgrad, 11. Tierbau, 12. Bestandteil des Tees, 13. höchster Dienstgrad der Stabsoffiziere, 15. Handlung, 17. Mineral, 20. Nähutensil, 22. Zeitabschnitt, 24. Landschaftsform, 26. Gemeinde in der niederländischen Provinz Gelderland, 27. Arznei, 29. Nachtvogel (Mehrzahl), 31. Gefrorenes, 32. Fruchtinneres, 33. Stockwerk, 35. Schreibweise, 37. gegen, 39. im Militärwesen die Hauptmasse der Streitkräfte, 41. Bewohner einer Sowjetrepublik, 44. Einheit der elektrischen Stromstärke, 45. Waldtier, 47. Halskrankheit, 48. Stoffeinfassung, 50. Zahlungsmittel, 52. spanischer Frauenname, 54. Staatshaushalt, 57. starkes Brett, 58. kleines Gewicht, 60. englisches Bier, 62. nordpolnische Kreisstadt, 63. orientalischer Gruß, 64. Kunstsprache, 66. unartiges Kind, 68. Trockengestell, 71. Landschaft im südlichen Ungarischen Becken, 73. Facharbeiter der Lederindustrie, 75. japanisches Heiligtum östlich von Osaka, 76. Sternblume (Mehrzahl), 77. Habsucht, 78. altägyptische Stadt im westlichen Nildelta, 79. Impfmesser, 80. Baumteil, 81. Verzeichnis.

Senkrecht: 1. deutscher Dichter (1797–1856), 2. deutscher Physiker (1840–1905), 3. Eiland (Mehrzahl), 4. englischer Bauernführer (1549 hingerichtet), 5. männlicher Vorname, 6. Gattung der Blattschneideameisen, 7. norwegischer Schriftsteller (1833–1908), 8. Freund und Mitarbeiter von Karl Marx, 9. Nebenfluß der Donau, 10. Nebenfluß der Donau (ungarische Bezeichnung), 13. feierliches Gedicht, 14. weiblicher Vorname, 16. Schriftstellerin der DDR (Vor- und Zuname), 18. italienischer Maler, 19. mundartlich: Nein, 21. arabische Hafenstadt, 23. Gewässer, 23. Getränk, 25. Verbindungsbolzen, 28. Waffenlager, 30. Wandgestell, 32. Teil der Visiereinrichtung, 34. Einfahrt, 36. bedeutender sowjetischer Staatsmann (1924 gest.), 37. Ende, Schluß, 38. Niederschlag, 39. germanischer Wurfspieß, 40. Wagenteil, 42. Nebenfluß der Wisla, 43. Fluß in Nordwestdeutschland, 46. polnische Halbinsel, 49. Schulversammlungsraum, 51. Weinernte, 53. Gestalt aus der Oper „Das Rheingold", 55. Lebewesen, 56. Begabung, Fähigkeit, 57. Kurort, 58. Randbemerkung, publizistische Kurzform, 59. Doppeltreffer im Lottospiel, 60. Genossenschaftsform in der UdSSR, 61. räumlich beschränkt, 64. Nebenfluß der Donau, 65. Schlangenart, 67. übertriebene Sparsamkeit, 69. Oper von Verdi, 70. Überbleibsel, Rückstand, 72. Nebenfluß der Kura, 74. Wendekommando, 76. Haltung, Ansehen, Benehmen.

Auflösung aus Nr. 12

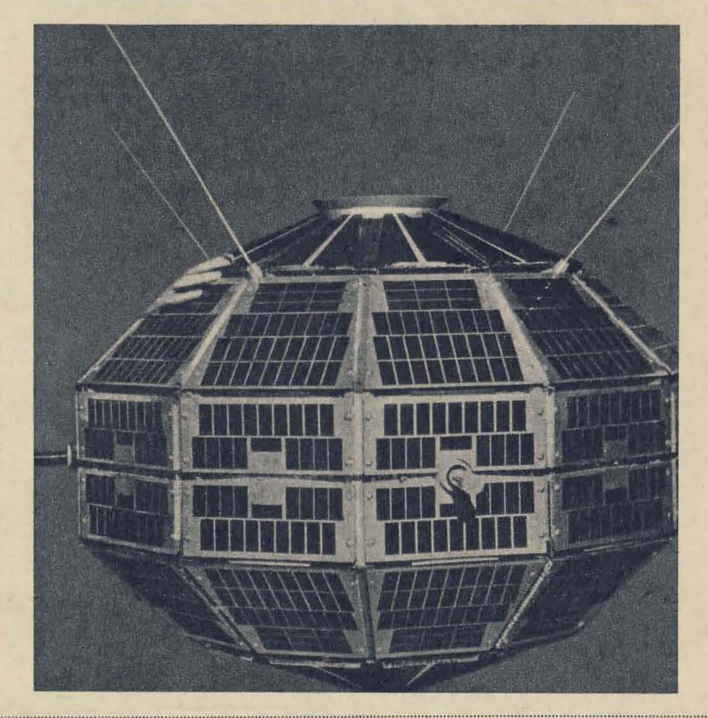
KREUZGITTER

Waagerecht: Amara (11), Isotope (20), Dekadenz (6), Etage (29), Nebel (42), Lineal (3), Rast (22), Arie (38), Ober (1), Ren (21), Sense (48), Aster (30), Gare (14), Cent (53), Start (62), Vah (28), Garbe (5), Atta (39), Eger (46), Knete (17), Daran (49), Set (54), Lear (35), Sima (10), Maas (60), Mieter (8), Tasse (45), Irene (15), Einstein (25), Rolland (50), Reede (9). – **Senkrecht:** Adebar (26), Adalin (4), Regie (40), Aken (59), Edda (61), Inn (58), Szene (63), Teer (13), Elster (34), Last (47), Eber (24), Los (32), Reiten (56), Becher (12), Rangen (41), Sattel (23), Nevada (2), Star (37), Emblem (16), Grat (31), Gabe (55), Kammer (19), Etat (52), Arm (43), Sirene (51), Tapete (18), Eisen (36), Serie (44), Saal (33), Ilse (57), Tier (7), Eid (27).

FÜLLRÄTSEL

1. Kapitel, 2. Melasse, 3. Stendal, 4. Mazeppa, 5. Steiger, 6. Sterlet, 7. Kantate, 8. Sparren, 9. Alraune, 10. Trapper, 11. Stephan, 12. Etagere. – Panzertruppe

Alouette (Kanada)

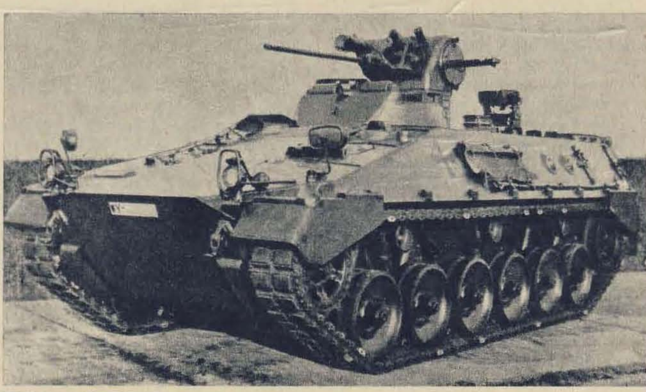


Technische Daten:

Verwendung	Meßsatelliten
Körper-durchmesser	1,1 m
Körperhöhe	0,9 m
Umlaufmasse	145 kg
Bahndaten (abgerundete Durchschnittswerte):	
Bahnneigung	80°
Umlaufzeit	105 ... 120 min
Perigäum	500 ... 1000 km
Apogäum	1000 ... 3000 km
erster Start	9. 9. 1962
bisher gestartet	2 (Stand Dezember 1971)

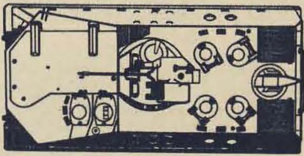
Die Raumflugkörper dieser Serie lösten wissenschaftliche Aufgaben im Bereich der Ionosphäre, die Reflexionsmessungen von Radiowellen, Untersuchungen der kosmischen Strahlung u. a. umfaßten. Auftraggeber der Satelliten war das kanadische Verteidigungsministerium; die Untersuchungen wurden gemeinsam mit der amerikanischen Weltraumbehörde ausgeführt.

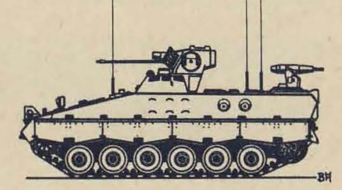
Schützenpanzer „Marder" (BRD)



Taktisch-technische Daten:

Masse	28,2 t
Länge	6790 mm
Breite	3240 mm
Höhe (Oberkante Turm)	2860 mm
Fahrbereich (Straße)	520 km
Höchst-geschwindigkeit	75 km/h
Überschreitfähigk.	2,50 m
Watfähigkeit ohne Zusatzausrüstung	1,50 m
Watfähigkeit mit Zusatzausrüstung	2,00 m
Steigfähigkeit	35°
Kletterfähigkeit	1,00 m
Motor	1 Daimler-Benz MB 833 Ea 600, 6-Zyl.-Diesel, 600 PS
Bewaffnung	1 × 20-mm-Kanone RH 202 mit achsparallelem MG-3 im Turm und 1 MG als Heckbewaffnung
Besatzung	10 Mann (2/8)

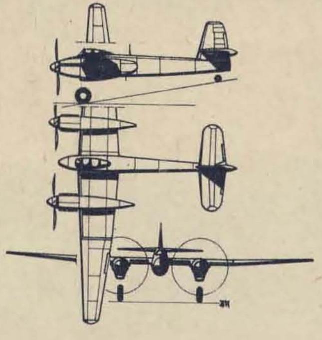




Der SPW ist für die Ausrüstung der Panzergrenadiere der Bundeswehr vorgesehen; er soll die gleichen Gefechtseigenschaften wie der Kampfpanzer „Leopard" haben und diesen im Gefecht ergänzen.

AR 1/72 — TYPENBLATT — FLUGZEUGE

Westland Welkin F Mk I/1942 (England)



Taktisch-technische Daten:

Spannweite	21,35 m
Länge	12,68 m
Höhe	4,80 m
Startmasse	7928 kg
Leermasse	5130 kg
Höchstgeschwindigk.	619 km/h in 7930 m Höhe
Steigleistung in Bodennähe	19,5 m/s
Reichweite	1920 km in 10600 m Höhe
Gipfelhöhe	13420 m
Triebwerk	2 × Rolls-Royce-Merlin 76/77, je 1250 PS
Bewaffnung	4 × 20-mm-Hispano-Kanonen
Besatzung	1 Mann

Der Höhenjäger Welkin wurde in Erwartung von Einflügen deutscher Höhenbomber entwickelt. Er basierte auf dem zweimotorigen Jäger Whirlwind. Dieser größte einsitzige Jäger des zweiten Weltkrieges wurde in nur 76 Exemplaren gefertigt. Da die erwarteten Einflüge ausblieben, kam keines der Flugzeuge zum Einsatz. Sie wurden zu Erprobungszwecken herangezogen.

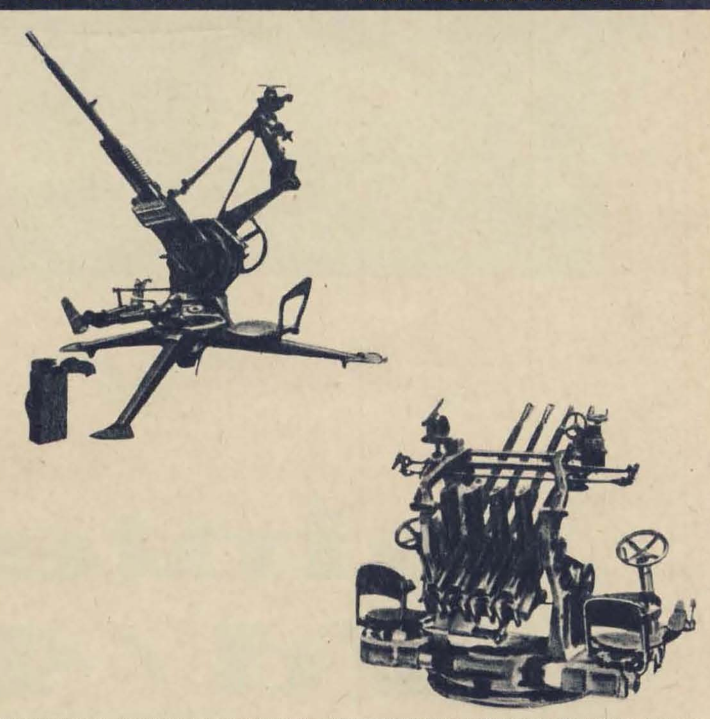
AR 1/72 — TYPENBLATT — ARTILLERIEWAFFEN

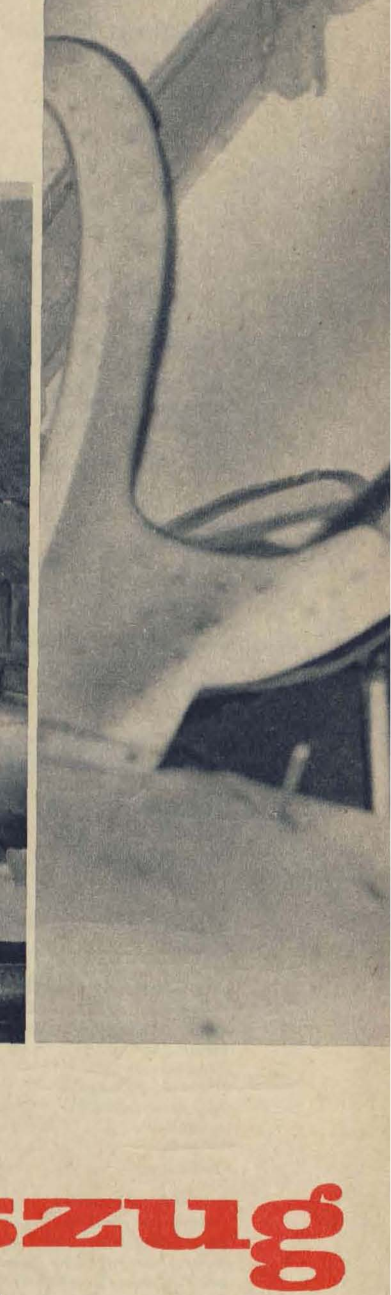
Schweres Fla-MG „Hotchkiss"/1937 (Frankreich)

Taktisch-technische Daten:

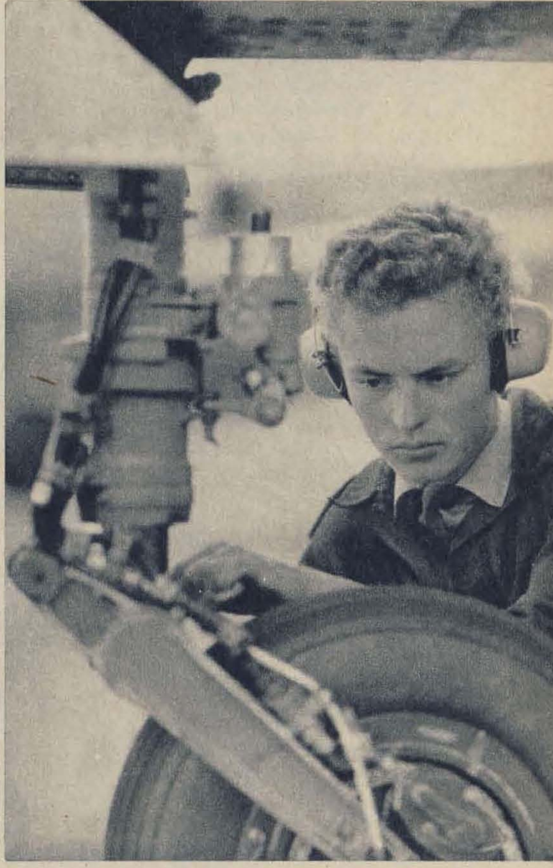
Kaliber	13,2 mm
Anfangsgeschwindigkeit	800 m/s
Masse auf Dreibein	200 kg
Masse d. Geschosses	52 g
Masse der Patrone	122 g
Richtbereich Seite	360°
Richtbereich Höhe	−5° +90°
Feuergeschwindigk.	400 Schuß/min
Schußweite	3000 m
Zünderlaufzeit	3 s auf 1500 m
Bedienung	4 Mann

Das MG „Hotchkiss" lag im allgemeinen auf einer Dreibeinlafette, es gab auch eine Doppel- und Vierfachlafette, die entweder ortsfest oder auf Kraftwagen montiert wurde. Bei den Mehrfachlafetten konnte je nach Aufgabe mit einem, zwei oder vier Läufen gefeuert werden. Verschossen wurden L-Spur-, Panzer- und Brandpatronen; die Zuführung erfolgte über Gurt bzw. Magazin bei den Mehrfachlafetten. Das MG wurde auch in China, Japan und der UdSSR eingesetzt.





Der Namenszug hinter „Vd/47"



Langsam rollt das soeben gelandete Jagdflugzeug aus. Das Strahltriebwerk verstummt. Männer in schwarzen Arbeitskombinationen schieben den silbergrauen Vogel zum Abstellplatz.
Ein Unterfeldwebel hilft dem Piloten aus den Gurten; der Flugzeugwart.
„Wie war's?"
„Gut", antwortet der Oberleutnant.
„Nur war mir so, als würde es die Maschine nach links wegziehen. Vermutlich die Steuerung. Bin mir aber nicht sicher..."
Der Unterfeldwebel zuckt mit den Schultern.
„Muß ich halt mal nachsehen."
Indes machen sich die Mechaniker an der MiG zu schaffen: Triebwerk, Elektroanlagen, Waffen, Funk- und Funkmeßausrüstung. Den Wart jedoch beschäftigt, was ihm der Flugzeugführer gesagt hat. Ihm gegenüber haftet er für die Sicherheit der Maschine, und bald muß sie wieder startbereit sein. Wird er bis dahin den vermeintlichen Fehler, den der Oberleutnant nicht genau definieren konnte, gefunden haben?
Es ist ein reichliches Stückchen Verantwortung, das da auf ihm lastet. Ohne seine Er-

laubnis darf niemand an die Maschine. Freilich, der Pilot ist auf viele Hände und Hirne angewiesen; am meisten aber verläßt er sich auf den Flugzeugwart. Er ist sozusagen sein „technisches Gewissen". Warten heißt pflegen, aufmerksam behandeln, tätig fürsorgen und gegen Schäden vorbeugen. Falls der Fehler nicht gefunden wird, muß der Wart die Maschine „unklar" melden. Das hieße Ausfall vom Flugdienst, soundsoviele Flüge weniger; das Ausbildungsprogramm wäre gefährdet, damit die Gefechtsbereitschaft.
Der Unterfeldwebel macht sich an die Arbeit. Sorgfältig sieht er zunächst die Steuerorgane durch. Nichts. Sollte sich der Oberleutnant geirrt haben? Kaum vorzustellen. Die Piloten haben durchweg ein feines Empfinden für das Flugzeug, so eine Art sechsten Sinn, der sie selbst kleinste Veränderungen spüren läßt. In neunundneunzig von hundert Fällen trifft zu, was sie sagen. Meist können sie die Fehlerquelle genau bestimmen, manchmal aber nur andeuten. Wie hier. Also hängt es jetzt an ihm, dem Wart, danach zu suchen. Eine verflixte Kiste, besonders wenn einem der Zeitteufel im Nacken sitzt.
‚Systematisch vorgehen, Alter, sonst wird nichts draus', sagt sich der Unterfeldwebel. Er kramt in seinen Schulkenntnissen: Wie funktioniert die Steuerung? Wo könnte eventuell ein Schaden auftreten? Es zog die Maschine nach links weg, sinniert er, also



kann es am Seitenruder liegen. Doch da ist nichts zu finden. Bleibt nur noch das Gestänge. Aber wo anfangen in dem weitverzweigten System?
Der Wart macht sich auf die Suche. Er beginnt in der Kabine, beim Gestänge und an den Gelenken. Sind die Bolzen und Muttern fest genug? Alle Konterungen noch in Ordnung? Er prüft hier, klopft da – sucht und sucht, prüft noch einmal und noch einmal, bis er – endlich! – ein Gelenk findet, an dem sich ein Bolzen gelockert hat. Knappe zwei Millimeter nur ragt der kleine Metallstift aus seinem Lager. Zwei Millimeter – Streichholzkopfgröße! Dennoch groß genug, um die Einsatzbereitschaft der Maschine, ihre Kampffähigkeit negativ zu beeinflussen. Der „Streichholzkopf" kann sich im entscheidendem Moment zu einer Größe potenzieren, die über Erfolg oder Mißerfolg, Leben oder Tod des Piloten entscheidet...
Doch der Fehler ist gefunden, der Schaden damit behoben. Beruhigt kann der Flugzeugwart nun auch hinter die Position V d/47, unter der die Steuerung im Kontrollbuch der technischen Durchsichten vermerkt ist, seinen Namenszug setzen. Die Maschine ist zum neuen Start bereit. *R. D.*





„. . . steh' ich mit einem Strauß vor deiner Tür." Heute ist er fast vergessen, dieser Schlagertitel. Dennoch verdiente er es, öfter angestimmt zu werden. Allerdings, auch dabei kann man Pech haben. Siehe den Soldaten Rainer Boge, 18, dem er Anlaß ist, laut zu werden: „Hier rührt sich doch keiner, wenn man Geburtstag hat. Solche Tage gelten anscheinend nichts bei der Armee." „Geburtstag bei der Armee, das ist eben doch was andres als sonst", wehklagt Soldat Ulrich Bergert, 19. „Auf der Stube kann man sowieso nichts machen, und auch sonst ist einem nicht wie Geburtstag zumute."
Zugegeben: Nicht jedem ist es – wie dem Gefreiten Frank Nowak, 21 – beschieden, seinen Ehrentag (zufällig) im Urlaub feiern zu können. Und ebenso geht's nicht jedem wie dem Obermatrosen Heinz Schultz, 22, dessen Tag der Geburt mit dem Tag der NVA zusammenfällt. „Das hat den Vorteil, daß er hier immer ein Feiertag ist. Aber über dem ‚großen' Geburtstag wird mein ‚kleiner' nicht vergessen."
Ja, und eben darauf kommt's wohl gerade an. Solcherart Vergeßlichkeit ist weder im Kreise der Familie noch im Kreise des militärischen Kollektivs angebracht.
Wie also ist es anderswo?
Zu dem Gefreiten Benno Grünwald, 23, „kam gleich nach dem Wecken der Gruppenführer und gratulierte. Beim Morgenappell sagte auch der Zugführer herzliche Worte."
Besagtes morgendliches Antreten ist in des Gefreiten Manfred Huhn, 20, Einheit ebenfalls beliebter Glückwunschappell – mit einer (netten) Besonderheit: „Jedem Geburtstagskind wird vom außerplanmäßigen Trompeter unserer Batterie ein Solo geblasen. Für den Trompeter hat das bloß einen Nachteil: Ist irgendein Geburtstagstermin, kann er nicht in Urlaub fahren. Aber dafür kriegt er zu seinem per Schallplatte ein ganzes Orchester zu hören." Diesen Triumphmarsch hat er sich ganz gewiß redlich verdient – ebenso wie der (einfallsreiche) Batteriechef.
„Hut ab . . .
. . . vor Leutnant Ziemsch, meinem Zugführer. Er vergißt keinen Geburtstag. Und obwohl er ja auch nicht gerade ein Krösus ist, greift er für jeden in seine Tasche, kauft Blumen. Wir haben ihm schon mal gesagt", fügt Gefreiter Martin Ocker, 23, hinzu, „daß das

doch nicht nötig sei. Aber nein, er läßt sich die Blumen nicht nehmen." Sondern gibt sie – anderen.
Dankeschön für die Blumen, kann man da nur sagen, wobei man nun wirklich nicht erwarten kann, daß jeder Vorgesetzte aus seinem Portemonnaie ein Geschenk beisteuert. Eher berührt Oberleutnant Rüdiger Kramm, 27, den Kern der Frage: „Natürlich bringen wir ein ‚Hoch!' auf jedes Geburtstagskind aus, meistens mit unserer Singegruppe. Klar ist, daß die Vorgesetzten persönlich gratulieren. Ich glaube, das



gehört einfach zu einem guten menschlichen Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Unterstellten. So wie ich mich freue, wenn meine Genossen an meinen Geburtstag denken, so freuen sich auch die Soldaten darüber. Und ebenso wären sie wie ich mit Recht ‚sauer', wenn man darüber ohne ein Wort zu sagen hinwegginge."
Um eben solch ein Verhältnis geht es. Soldaten und Unteroffiziere und Offiziere leben in Kampfkollektiven zusammen, haben gemeinsame Aufgaben zu lösen – jeder an seinem Platz und jeder in seiner Funktion. Einen militärischen Kampfauftrag zu erfüllen, beispielsweise den „Kampfauftrag 72" – da kommt es auf vieles an. Auf gegenseitiges Verständnis und Verstehen, auf Achtung und Vertrauen, auf die Gewißheit und die Erfahrung, sich in jeder Situation aufeinander verlassen zu können. Und jeder, sei er nun Vorgesetzter oder Unterstellter, erringt dieses Vertrauen nicht automatisch. Es will erworben sein. Täglich neu, und eben auch an Geburtstagen und mit der Art und Weise, wie ihrer gedacht wird.
Wenn man mich fragt, was ich mir denn außer dem Glückwunsch noch so vorstelle, dann sage ich: Vielleicht irgend etwas, was „hängenbleibt", an das man sich später gern erinnert. Mir ist beispielsweise mein erster Geburtstag bei der NVA – es war mein 20. – noch genau in Erinnerung. Obwohl, das ist nun schon einige Jahre her. Wir lagen im Gelände und arbeiteten an der Ausbildungsbasis, Feldlager, kilometerweit kein Dorf, keine Stadt. Ich rechnete kaum damit, daß meine Genossen von meinem Ehrentag wissen könnten. Um so überraschter war ich, als morgens vor dem Zelt ein Ständchen aus rauhen Soldatenkehlen ertönte. Mit feierlicher Fröhlichkeit überreichten mir die Kameraden ein aus Kienäppeln gebasteltes Andenken. Und trotz der schweren Arbeit waren wir an diesem Tag viel lustiger als sonst . . .
Und heute?
Was erfindet man da?
Gefreiter Jürgen Kirst, 20: „Bei uns wird jedem Geburtstagskind öffentlich an der Wandzeitung gratuliert. Da hängt dann eine große Glückwunschkarte, individuell für jeden Genossen entworfen und gemalt, auf der die Vorgesetzten, der FDJ-Sekretär und alle, die sich dem Glückwunsch anschließen wollen, unterschreiben. Damit hat dann jeder gleich ein Andenken an seinen Geburtstag bei der Armee." Stabsgefreiter Peter Wendel, 24: „Ein Geburtstagskind wird bei uns immer etwas ‚vorgezogen'. Sei es, daß einer seinen Stubendienst übernimmt oder daß wir seine Waffe mit reinigen." Oberleutnant Manfred Müller, 33: „Natürlich wird am Geburtstag eines Genossen nicht am Dienstablauf gerüttelt. Aber es kann meistens so eingerichtet werden, daß der Genosse ausgehen kann und nicht gerade Wache stehen muß."
Klar, man geht gerne aus, wenn man Geburtstag hat (und natürlich nicht nur dann!). Zwar werden es die Umstände nicht immer erlauben, aber es gibt ja noch viele andere Möglichkeiten. Unteroffizier Gerd Ruge, 20, spricht dabei uns an, die „Armee-Rundschau": „Kann man im Soldatenmagazin nicht auch Geburtstagsglückwünsche abdrucken?" Der Frage schließen sich viele Genossen an. Antwort: „Wenn die Glückwünsche gut drei Monate vorher zur Redaktion kommen, ließe sich darüber reden." Sagt der Chefredakteur! Doch auch der anderen Möglichkeiten gibt es viele. Matrose Gerhard Zänisch, 19: „Als ich hier bei der Volksmarine meinen 19. Geburtstag hatte, wurde extra für mich aufgebackt – neben der normalen Portion noch Kekse, Schokolade, Bohnenkaffee." Und bei Major Horst Eirodt, 39, ist es an diesem Tag üblich, daß sich der Geburtstags„junge" an einen gedeckten Tisch setzen kann und zu Mittag sein Lieblingsgericht bekommt – „wenn's nicht gerade Kaviar ist, aber auf die Idee ist gottlob noch keiner gekommen."
Bestimmt, da möchte ich wetten, gibt's noch ganz andere Möglichkeiten, das Wiegenfest eines Soldaten zu begehen. Anspruchsvollere vielleicht, oder einfachere, auf die man anderswo noch nicht gekommen ist. Wie dem auch sei, schön wär's schon, wenn später ein jeder Reservist – wie ich – zu seinen Geburtstagsgästen sagen könnte: „Also, als ich bei der Truppe Geburtstag hatte, Leute, also da muß ich euch was erzählen . . ."

Unteroffizier d. R.
Eckhart Melzer

Bilder aus der Domstadt

Von Major Heinz Huth

„Das war ja alles ganz anders damals", überraschte uns Vater Schubutz. „Das war so. Ich..." Doch beginnen wir von vorn.
Den Anstoß zu dieser Reise nach Naumburg gab unser Moskauer Auslandskorrespondent Oberst Udewitschenko. Bei seinem Besuch im April des Vorjahres legte er uns unter anderem zwei Fotos auf den Tisch, die er vor rund 17 Jahren aufgenommen hatte. Beide zeigten den sowjetischen Oberleutnant Iwanuschkin: Auf dem einem Bild im Krankenbett und von unserem Ministerpräsidenten Otto Grotewohl besucht, auf dem anderen Foto mit drei Kindern der Familie Schubutz. Im Jahre 1953 hatte Oberleutnant Iwanuschkin bei dem Versuch, zwei der Schubutzkinder aus einem brennenden Haus zu holen, schwere Verbrennungen erlitten.
Was mag aus dem Genossen Iwanuschkin und den Kindern geworden sein – diese Frage schien uns eine Reise gen Naumburg wert...
Am Rande Naumburgs steht ein grüngestrichener, langer Zaun. Dahinter ist ein sowjetischer Truppenteil stationiert. Schräg gegenüber auf der anderen Straßenseite wohnt unter dem Dach die Familie Schubutz.
Gemeinsam mit einem sowjetischen Hauptmann, der uns durchs Museum seiner Einheit geführt hat, steigen wir hinauf. Frau Schubutz öffnet die Tür. Sie lächelt, noch bevor sie unseren Wunsch gehört hat. Ob sie ihn erraten hat? Dann bittet sie uns, in einer Stunde noch einmal wiederzukommen: „Mein Mann ist noch unten im Garten bei seinen Vögeln. Er kann über alles besser erzählen."
Eine Stunde später legt uns Vater Schubutz ein großes Album auf den Stubentisch. Auch unsere zwei Fotos finden wir darin. Allerdings sind sie „nur" auf Zeitungspapier gedruckt. Zeitungsausschnitte bilden die Mehrheit der sorgsam aufbewahrten Erinnerungsstücke. Alles im Album spricht zu uns von dem sowjetischen Offizier Iwanuschkin, von seiner Tat und von seinen späteren Besuchen in Naumburg und bei der Familie Schubutz.
„Ja, zum 8. Mai war er vom Rat der Stadt eingeladen worden. Natürlich besucht er auch immer uns hier, wenn er in Naumburg weilt. Und immer bringt er Konfetti, das heißt russisches Konfekt, oder Blumen für die Kinder mit", sagt Vater Schubutz, während seine Frau lächelnd und schweigend in der Ofenecke sitzt.





Dreimal Regine – zweimal mit und einmal an Genossen Iwanuschkin. Sie arbeitet als Chemiefacharbeiter in Leuna II. Bernd, Gruppenbild Mitte, ist stellvertretender Brigadier in jenem Baubetrieb, wo Bruder Rainer Lehrausbilder ist.



Lieber Genosse Iwanuschkin!

Auch ich möchte Ihnen einen persönlichen
Gruß zum Jahrestag der Sowjetarmee
übermitteln. Wie Sie ja bereits bei Ihrem
letzten Besuch erfahren haben, bin ich
jetzt glücklich verheiratet und in dieser
Hinsicht wird sich bis zum Januar
auch familiär etwas ändern. Sie werden
sich sicher denken können, daß ich mich
schon sehr darauf freue.
Es wünscht Ihnen und Ihrer
Familie noch viel Glück und Gesundheit

Regine

Wir lesen einige der sorgsam im Album bewahrten Artikel. Es fällt uns nicht auf, daß die meisten von Genossen Iwanuschkins Mut bei dem *Versuch* schreiben, die Kinder zu retten. Interessanter ist ein Beitrag, der es ganz genau weiß. Danach ist Iwanuschkin mehrmals ins Feuer gestürzt und hat dabei alle drei Kinder gerettet. Und der Autor weiß auch „genau" zu berichten, was er zwischen den Feuergängen gesagt hat. „Das war ja alles ganz anders damals", überrascht uns Vater Schubutz. „Das war so. Ich kam mit unserem Großen, dem Rainer, aus dem Kino und entdeckte eine Menschenmenge vor unserem Haus. Als ich das Haus brennen sah und Schreie von oben hörte, stürzte ich hinein. Viele wollten mich festhalten und riefen: ‚Karl, du bist doch verrückt!' Aber da oben schrie meine Familie! Bis oben kam ich. Den Weg zurück durch die Flammen mußte uns die Feuerwehr bahnen. Später im Krankenhaus erst erfuhr ich, daß Sascha, das heißt Iwanuschkin, mir hinterher gestürzt war. Aber weil er das Haus nicht kannte, fand er auch nicht die Treppe. Er geriet in einen Raum zu ebener Erde und brach dort ohnmächtig zusammen. Über die falschen Darstellungen ist er selbst nicht froh. Aber er ist ein mutiger Kerl. Er spricht nicht viel, aber wenn er was sagt, dann hat er was zu sagen. Mich verbindet außerdem noch, daß wir beide der gleiche Jahrgang 25 sind, Kriegsjahrgänge." So freut sich die Familie, daß Sascha alle ein bis zwei Jahre einmal zu Besuch kommt. Wobei es nicht so erfreulich für sie ist, daß sich oft allerhand Vertreter dieser oder jener Organisation anschließen. Denn so dicke haben es die Schubutze auch wieder nicht. Vater Schubutz trat im Kriege als Pionier auf eine Mine seiner Nachbarkompanie und verlor ein Bein. Er arbeitet im Mineralölwerk Lützgendorf, das vor allem sowjetisches Erdöl verarbeitet. Die drei „Kinder" auf dem Foto sind jungverheiratet, und da wollen auch die zwei Nachkömmlinge, 4 und 7 Jahre alt, versorgt sein.





Aber alle freuen sich, wenn Sascha wieder einmal zu Besuch kommt. Und so wird die Zahl der Erinnerungsstücke in Vater Schubutz' Album auch weiter wachsen.
Ob er noch andere Verbindungen zu sowjetischen Armeeangehörigen in Naumburg hat? „Ich sehe natürlich täglich sowjetische Armeeangehörige. Ich war gern Soldat, und wäre auch heute gern Soldat. Deshalb gefällt mir ihr militärisches Auftreten, und die neuen Uniformen gefallen mir auch besser als die alten. Mehr als dieses äußere Bild sehen wir aber nicht."
So gingen wir durch Naumburg, um hier und dort hinter das äußere Bild zu blicken und weitere Bilder zu finden, die in das Schubutzsche Album hineinpassen...
In Bad Kösen gibt es ein Heim für asthmakranke Kinder. Dort arbeitet Frau Schubutz. Jeden Arbeitstag fährt sie also zweimal mit dem Autobus an der „Kadette" vorbei. So heißt die Naumburger Dienststelle unserer Armee im Volksmund. Bis auf den heutigen Tag. Einst hatte hier der deutsche Kaiser junge Leute aus „besseren Kreisen" für den höheren Offiziersberuf trimmen lassen.
Vielleicht wird es Frau Schubutz überraschen zu lesen, daß sie in der „Kadette" einen sowjetischen Soldaten sehen könnte, der so ganz anders als der mutige Offizier Iwanuschkin ist. Da steht er stramm vor seinem Sergeanten, das heißt vor seinem Unteroffizier, und muß sich die bissige Frage anhören: „Gefreiter Popow, weshalb drücken Sie sich vor dem Wettbewerb über die Hindernisstrecke?" Dumme Frage, der Sergeant hat eben nur noch nicht entdeckt, daß gerade eine schwarze Katze über den Weg des Gefreiten Popow schleicht.
Ja, die „Kadette' ist heute die Sprachschule unserer Armee, und sie hat ein neues Lehrbuch für die russische Sprache erarbeitet, in dem auch unsere humoristische Begebenheit enthalten ist.
Doch siehe da! Die Katze schleicht von rechts nach links über den Weg. Aber wie heißt es im deutschen Sprichwort, Frau Schubutz? „Von rechts nach links – geling's, von links nach rechts – bringt Pech." Also falsch gezeichnet!



Vor der Ehrentafel der gefallenen Helden im Museum des Verbandes. Vorbilder auch für die beiden Schubutzjungen, die den Kampfgruppen angehören. Oft sind deutsche Naumburger zu Gast bei den sowjetischen Naumburgern.





Jugendweiheteilnehmer aus Naumburg fahren alljährlich nach Buchenwald. Hier spricht zu ihnen vor dem Glockenturm Ludmilla Petrowa. Ihr Mann diente in Naumburg als Offizier. Nach Kriegsende hatte Genossin Petrowa Rosa Thälmann, die Gattin Ernst Thälmanns, gepflegt. Sie hat auch die von ihrer Mutter getrennte Irma Thälmann gesucht und – gefunden.

Doch wir müssen uns belehren lassen, Frau Schubutz, daß ebenso wie alle Katzen nachts grau sind, nach uraltem russischen Aberglauben **alle** Katzen, die einem – ganz gleich ob von rechts nach links – über den Weg schleichen, Pech bringen.
Nun, der gezeichnete Spaß ist unserer Bruderzeitschrift „Sowjetski Woin" entnommen. Aber wir möchten wetten: Die Genossen an der „Kadette" hätten die schicksalsschwere Bedeutung der schwarzen Katze für den Gefreiten Popow auch so gewußt oder herausbekommen. Zum Teil waren sie selbst in der „Sojus", wie man so sagt. Und Vater Schubutz, der das seinerzeit übliche und verächtliche „Iwan" hören mußte, weiß: Das familiäre „Sojus" sagt bereits viel! Und dann sind da ja auch noch die Genossinnen aus der „Sojus", Ehefrauen sowjetischer Offiziere, die regelmäßig nicht nur an der „Kadette" vorbeifahren, sondern hineingehen, um Tonbänder zu besprechen. Denn Originalrussisch ist groß gefragt. Und diese Frauen „verfolgen" unsere an die „Kadette" kommandierten Genossen noch bis ins Bett. Dort gibt es nämlich eine einmalige Art von Betten. Genauer gesagt: einmalige Kopfkissen. In ihnen sind klitze-kleine Lautsprecher eingenäht, und der „Sprachschüler" kann oder muß drei bis viermal in der Woche vom Ins-Bett-Gehen bis In-den-Schlaf-Sinken noch die verschiedensten russischen Wendungen hören und aufnehmen: „Den Angriff führen", „die Panzer auf Winternutzung umstellen", „den Befehl ausführen". Und da der erst mitleidige Besucher erfährt, daß die Kursanten des nachts nicht aufschrecken, weil sie von Begegnungsgefechten oder Inspektionen geträumt haben, scheidet er froh und zufrieden und in dem Bewußtsein: Hier wird alles getan, daß sich an allen notwendigen Stellen (auch in Rostock, wo der Rainer gedient hat) sowjetische und NVA-Offiziere gegenseitig exakt verständigen können, wie man gemeinsam ein Begegnungsgefecht führen kann...
Wir sitzen des abends mit Rainer Schubutz im sowjetischen „Haus der Offiziere". Zweidrittel der Gäste sind DDR-Bürger. Rainer war schon oft hier. und er weiß auch, wo abends sowjetische Offiziere ihr Bier trinken und dazu ein Stück Trockenfisch kauen. Ja, Rainer der Stadtverordnete, kennt sein Naumburg. „Genosse Schubutz! Ein Naumburger Chauffeur fährt in seinem ‚Wolga', zwei NVA-Offiziere und einen dreijährigen Knirps durch Naumburg. Was sagen Sie dazu?" – „Nichts Besonderes!" – „Wie man's nimmt, Genosse Schubutz!"
Also: Der Stellvertreter für Ausbildung an der „Kadette" hatte uns vormittags erklärt: „Sie müssen das sowjetische ‚Haus der Offiziere' und seinen Leiter kennenlernen. Ich fahre Sie hin!" Und er fuhr uns – einer Enttäuschung entgegen. Auf dem Treppenpodest des Klubs teilte uns eine junge Russin mit, daß zu dieser frühen Stunde der Gesuchte ausgeflogen und das Haus verwaist sei. Währenddessen begann ihr drei-

jähriger Sohn zu quengeln. Er wollte in den ‚Wolga'. Und was sollten wir und unser Kraftfahrer dagegen gehabt haben!
Es entspann sich eine kurze, aber lebhafte Unterhaltung mit der Russin, etwa fünf Minuten lang. Doch davon kam ihr „Natschalnik" auch nicht zurück. Wir wollten weiter – doch der Knirps wollte nicht aussteigen. Er wurde unwillig. Worauf die bislang ruhige Mutti noch unwilliger wurde. Da sagte der Genosse Oberstleutnant zu ihr: „Lassen Sie ihn doch mitfahren. In zwanzig Minuten bringen wir ihn zurück!"
Wir kannten sie nicht, und sie hatte uns bisher noch nie gesehen. Doch sie willigte ein. So fuhr dann ein deutscher Naumburger Chauffeur im „Wolga" der „Kadette" zwei NVA-Offiziere und einen in Naumburg geborenen dreijährigen russischen Frechdachs durch die Domstadt. „Nicht Besonderes. Genosse Schubutz?"
„Wie man's nimmt!"
Im Herzen Naumburgs liegt der Wilhelm-Pieck-Platz. Seit ein paar Monaten lädt dort ein neues Café zum Verweilen ein. Vor den versammelten Stadtverordneten hatte Rainer vorgeschlagen, hier ein Jugendcafé einzurichten. Nein, keinen Beat-Schuppen. Das muß hervorgehoben werden, weil nämlich einmal für den Kapellenleiter Rainer Schubutz auf der Bühne das Herumgehopse ebenso wichtig war wie die Musik.
Doch zurück zu unserem neuen und hübschen Café. Aus dem ehemaligen Andenkenladen wurde das „Café Drushba".
Hier sitzen wir in einer gemütlichen Freundschaftsecke dem Major Iwanuschkin und der Regina Schubutz gegenüber. Leider sind die beiden nur auf dem Foto zu sehen, das dort in Kopfhöhe an der Wand hängt. Andere Fotos zeigen den kommandierenden sowjetischen General mit dem Kreisratsvorsitzenden während einer Sportveranstaltung und sowjetische Soldaten bei der Kartoffelernte. Auch Sergeant Barschin ist zu sehen, dessen Lenin- und Marxbüsten vor der SED-Kreisleitung aufgestellt sind.
Dem hungrigen Gast wird im „Café Drushba" auch ein Kiewer Steak angeboten. Die jungen Schubutze müssen es glauben. Leider hatten sie noch nicht die Möglichkeit, in die Sowjetunion zu reisen. Vielleicht würde dagegen ein echter Ukrainer angesichts des „Kiewer Steaks" verwundert den Kopf schütteln – etwa wie ein Berliner, der auf der Insel Usedom belehrt wird, was „Berliner Kuchen" ist. Aber echt ist das Moskauer Konfetti. Das kennen die Schubutze von Major Iwanuschkin. Und garantiert original ist auch die Moskauer Torte im „Café Drushba". „Dafür garantiert ein Vertrag mit Tamara", erklärt stolz der Café-Haus-Leiter. Tamara, das muß man wissen, Tamara ist die Oberkommandierende über alle sowjetischen Magazine in Naumburg.
Ja, wenn jetzt ein sonniger Sommersonntag wäre, würde uns unmittelbar vor dem „Café Drushba" zu der „Moskauer Torte" eine sowjetische Blaskapelle die akustische Schlagsahne liefern etwa mit „Moskau du, dir zum Gruß..." Aber der gewöhnliche Wochentag hat auch seine Vorteile. Denn da herrscht in der Kreisredaktion der SED-Bezirkszeitung unmittelbar nebenan keine Kirchhofsruhe, sondern Hochbetrieb.
Genossin Domaschk ist die Leiterin. Auch sie kennt die Familie Schubutz und das Album. Sie legt großen Wert darauf, daß nicht die „Freiheit" jenen eingangs erwähnten Phantasie-Artikel veröffentlicht hat. Und Papier, Format und Schrifttypen beweisen es.
„Ihr hättet ein paar Stunden eher kommen sollen", sagt Genossin Domaschk. „Vormittags waren die Genossen von der sowjetischen Garnisonzeitung ‚Pobeda' hier. Sie brachten uns ein paar Fotos, die sie veröffentlichen wollen. Wir fertigen ihnen die Klischees dazu an."
Dann holt sie einen großen Hefter hervor. Er enthält Zeitungsseiten mit russischen Texten. Neben dem Titel „Pobeda" ist – etwas kleiner – der Zeitungskopf der „Freiheit" gedruckt. Vor uns liegen Ausgaben der Garnisonzeitung, in denen Redakteure der „Freiheit" und andere Naumburger über die DDR und speziell über die Domstadt berichten.
Die Familie Schubutz kann von ihrer Wohnung unter dem Dach ein Stückchen über den langen grünen Zaun blicken, hinter dem ein sowjetischer Truppenteil stationiert ist. Es verfügt auch über ein kleines Museum, in dem der Kampfweg der Einheit dargestellt ist. Im schweren Jahr 1942 wurde sie hinter der Wolga aufgestellt. Ob Major Iwanuschkin bereits damals hinzu gehörte, wissen wir nicht. Aber sicher würde auch er ein guter Führer durch das Museum sein! „Von der Wolga bis nach Berlin führte der Weg unserer Gardeeinheit. Besonders ausgezeichnet hat sie sich immer bei der Bildung und Verteidigung von Brückenköpfen, am Don, an der Weichsel, an der Oder."
Sicher würde Major Iwanuschkin länger vor den Bildern der als „Helden der Sowjetunion" ausgezeichneten Genossen verweilen, von denen viele nicht heimkehrten. Und wie er von allen geschildert wird, so würde er bescheiden – vielleicht mit einem Lächeln – über das Bild im „Freundschaftszimmer" hinweg sehen, das ihn in jenem Jahre 1953 zeigt, als er die schweren Verbrennungen erlitt. Aber wer bezweifelt, daß Männer wie Major Iwanuschkin ihr Leben nicht nur dann einsetzen, wenn es gilt, Kinder aus dem Feuer zu retten.





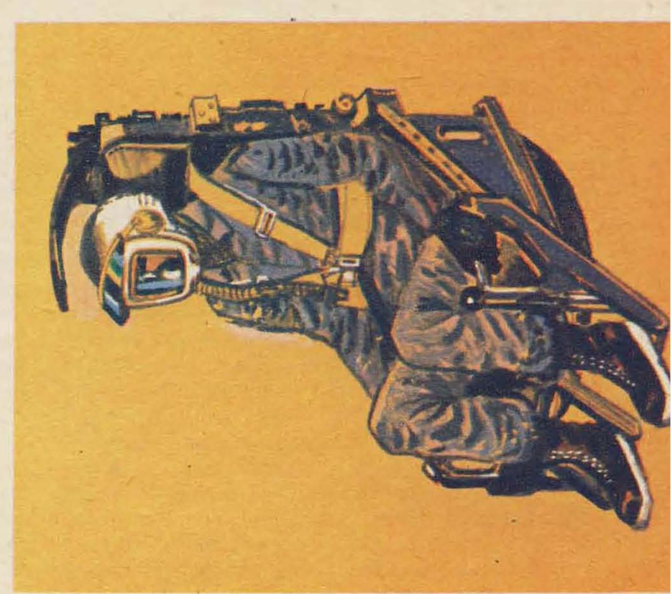
ABFANGJAGDFLUGZEUG MiG-21

Ein Überschall-Jagd- und Abfangflugzeug macht seit Jahren von sich reden: die MiG-21. Sie wurde von Anfang an in Großserie gebaut, ist nicht nur bei den sowjetischen und den Luftstreitkräften der Armeen des Warschauer Vertrages im Einsatz, sondern wird auch von ägyptischen, vietnamesischen, jugoslawischen, finnischen, kubanischen, indischen und syrischen Flugzeugführern geflogen. Das Flugzeug wurde durch seine zahlreichen Weltrekorde und durch die Erfolge der vietnamesischen Flieger im Kampf gegen die US-Luftaggressoren bekannt. Als E-66, E-55A, E-166 oder E-76 – alles Versionen der „Einundzwanzig" – wurde es in den FAI-Listen mit seinen Geschwindigkeits- und Höhenrekorden registriert.

Viele Vorgänger trugen zur Entwicklung dieses Delta-Jagdflugzeuges bei. Von der MiG-1 aus dem Jahre 1940 über die MiG-9 von 1945 und die MiG-15, jenem Jäger, der schon 1950 bis 1953 in Korea den amerikanischen F-86 die Hölle heiß machte, und anderen Baumustern reicht die Palette. Die MiG-15 kämpfte noch am koreanischen Himmel, als das Konstruktionskollektiv von Mikojan bereits die MiG-17 entwickelt hatte; ein Jagdflugzeug im Unterschallbereich, das mit dem Testpiloten Iwaschtschenko als erstes Kampfflugzeug im Horizontalflug die Schallgeschwindigkeit erreichte. Mehrere Versionen der MiG-17 wurden geschaffen, die noch heute in verschiedenen Luftstreitkräften eingesetzt sind. Der unmittelbare Vorgänger der MiG-21 war der erste im internationalen Maßstab in Großserie gebaute Überschalljäger MiG-19. Der Geschwindigkeitsbereich und die Raketenbewaffnung machten diese Maschine zu einem hervorragenden, kampfstarken Abfangjagdflugzeug. In Fortsetzung dieser Traditionen entstand die MiG-21. Sie ist ein freitragender Mitteldecker mit Delta-Tragflügeln, kreisrundem Rumpfquerschnitt und zentralem Lufteinlauf sowie regelbarem Konus. Der Rumpf ist in Schalenbauweise gefertigt, die steuerbare Höhenflosse sowie das Seitenleitwerk sind stark gepfeilt. Unter dem Rumpfheck befindet sich ein Falschkiel, der Bremsfallschirm liegt im Heck. Das Turbinenluftstrahltriebwerk leistet 4 300 kp Schub, mit Nachverbrennung 5 900 kp. Zur Verkürzung der Startstrecke können zwei Starthilfsraketen angebracht werden. Neben einigen Modifikationen der MiG-21 existiert auch eine zweisitzige Trainerversion. Eingesetzt wird dieses moderne Überschalljagdflugzeug zur Unterstützung der Landstreitkräfte sowie als Abfangjagdflugzeug in Frontnähe und für die Luftverteidigung.

1 **Staurohr**
2 **regelbarer Lufteinlaufkonus**
3–5 **Elektronik des Feuerleitgeräts**
6–7 **elektronisches Rechengerät mit Zieleinrichtung**
8 **Schleudersitz (siehe auch Zeichnung unten)**
9 **UKW-Funkstation**
10 **Antenne**
11 **Kraftstofftank**
12 **Verdichterkegel**
13 **mehrstufiger Verdichter**
14 **Brennkammer**
15 **zweistufige Turbine**
16 **Seitenruder**
17 **Schubrohr**
18 **Nachbrennerring mit Zündsystem**
19 **Falschkiel (gleichzeitig Notsporn)**
20 **abwerfbarer Zusatztank**
21 **Sauerstoffbehälter**
22 **Schmierstoffbehälter**
23 **Preßluftbehälter**
24 **Lufteinlaufkanal**

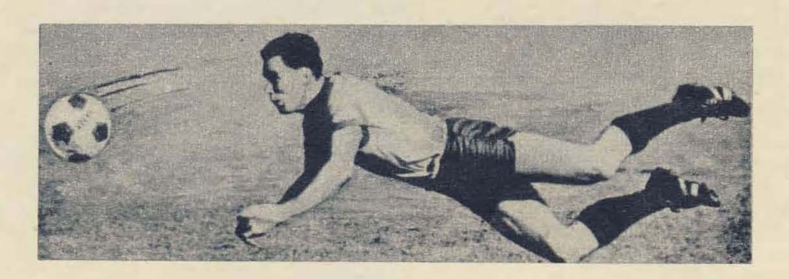
Zeichnungen: H. Räde

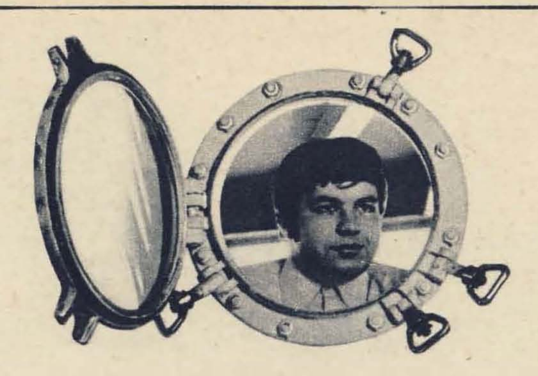




Fortsetzung von S. 28

durften die CDU unter Konrad Adenauer und die CSU des Franz-Josef Strauß mit wohlbedachten Zuwendungen rechnen. Dem ersten Bundeskanzler schickte er seinen Privatsekretär, Dr. Robert Tillmann, als Minister ins Haus. Zu Strauß gesellte sich als CSU-Schatzmeister Wolfgang Pohle persönlich. Seinen anderen persönlichen Gesellschafter, Otto Friedrich, machte Flick zum Präsidenten des Arbeitgeberverbandes, der wiederum sandte seinen ältesten Sohn als persönlichen Referenten zum Bundeswehrminister Schmidt; Flicks Vetter Konrad Kaletsch zählt zu der Industriellenrunde, die sich im Namen von Wehner und Scheel regelmäßig mit dem parlamentarischen Geschäftsführer der SPD, Karl Wienand, und dem FDP-Staatssekretär Wolfram Dorn zusammenfinden. Pohle war bis zu seinem Tode Vorsitzender des Arbeitskreises Rüstungswirtschaft im Bonner Kriegsministerium, Mitglied des Militärausschusses des Bundestages, der über die Waffenbestellungen zu befinden hatte und Vorsitzender des Arbeitskreises Haushalt, Finanzen und Steuern der CDU/CSU-Bundestagsfraktion.
Aber sage niemand, dieser Abgeordnete würde Flick im Bundestag vertreten! „Unternehmer dieser Größenordnung können 250 Abgeordnete ansprechen, sie brauchen nicht den Luxus eines eigenen Abgeordneten," sagte Pohle. Der Mann hat recht. Wer 250 kaufen kann, der ist wahrlich auf ein einzelnes Mandat nicht angewiesen. Selbstverständlich ehrte der Staat die Verdienste eines Flick und auch eines Pohle; mit Kriegsverdienstkreuzen von Hitler und mit Bundesverdienstkreuzen – mit Stern und Schulterband, versteht sich – der Bonner Staat. Göring sorgte für Beschäftigung seiner Rüstungsbetriebe, ließ ihn jüdische Konzerne „arisieren" und im Krieg Werke in den besetzten Gebieten plündern. Adenauer und seine Nachfolger sorgten mit Gesetzen und Rüstungsaufträgen für die Expansion dieses Imperiums.
P. S.: Es ist dabei uninteressant, ob der Herr Flick noch heute mit einem bescheidenen Stullenpaket wie seine Angestellten sein Büro betritt, oder wie es schon eher der Wahrheit entspricht, fünf Millionen DM persönlich im Jahr für seine Leibwächter, Ärzte, Diener und Luxussuiten in den besten Hotels verbraucht. Nicht Bosheit oder Gutwilligkeit bestimmen letztendlich die Handlungsweise von Flick und seinesgleichen, sondern die ökonomischen Wolfsgesetze des Kapitalismus, deshalb geht es eben weniger um „Dienste" und „Verdienste" des Herrn Pohle, sondern um den Charakter des imperialistischen Systems. Doch immerhin, man sieht und staunt, was nicht alles hinter einer Todesanzeige stecken kann.





ein schwimmender Arbeitsplatz...

... auf Stückgut-, Tank-, Erz- und Fruchtschiffen der HOCHSEEHANDELSFLOTTE DER DDR
Einsatzgebiete: ALLE MEERE

WIR SUCHEN IHRE MITARBEIT ALS:

- **techn. Offizier (Ingenieur)**
- **Motorenhelfer**
- **Heizer (gepr. Kesselwärter)**
- **Bäcker**
- **Koch**
- **Decksmann**
- **Steward/Stewardessen (Facharb. Kellner)**
- **Stewardhelfer/innen**
- **Fleischer**

Wichtig für die Bewerbung:
– Ausführlicher Lebenslauf in doppelter Ausfertigung – Angabe der derzeitigen Arbeitsstelle mit ausgeübter Tätigkeit und Beschäftigungsdauer – Nachweis der vorhandenen Qualifikation (Zeugnisabschriften) – Angehörige der bewaffneten Organe und Lehrlinge reichen ihre Bewerbung bitte fünf bis sechs Monate vor dem ehrenvollen Ausscheiden aus den bewaffneten Organen bzw. Beendigung des Lehrverhältnisses ein – Ingenieure für allgemeinen Maschinenbau. Schiffsmaschinen, Kraftwerksanlagen fordern Sonderprospekte an.

Wegen Einstellung wenden Sie sich bitte an die für Ihren Wohnort günstigste AUSSENSTELLE in:
1071 Berlin, Wichertstr. 47
701 Leipzig, Am Neumarkt (Pavillon DSH) PSF 950
8023 Dresden, Rehefelder Str. 5
50 Erfurt, Kettenstr. 8 (ab 1. 12. 71)
25 Rostock, Hotel „Haus Sonne"

DSR

ZENTRALES WERBEBÜRO DER HOCHSEEHANDELSFLOTTE DER DDR







Störungssuche

Zum zweitenmal überschreitet der Grenzposten Geißenwiese-Wildgatter seine Meldezeit. Besorgt schaut der diensthabende Zugführer im Führungspunkt der Grenzkompanie zur Uhr und erneut zum Vermittlungsschrank, bevor er die nötige Eintragung ins Dienstbuch macht. Sein Blick wandert dann zum Fenster, gleitet draußen den Berghang hinauf, als könne er bis zur Geißenwiese reichen. Bei der Grenzsicherung mit Unbekannten rechnen zu müssen, das ist verteufelt unangenehm...

An der Geißenwiese treibt der Wind den beiden Grenzsoldaten messerscharfe Eiskristalle in die Gesichter. Seit ihrem Dienstantritt haben sie keine Verbindung zur Kompanie. Jedesmal, wenn sie an einer Sprechstelle vorbeikommen, versuchen sie anzurufen. Mit bloßen Händen erwärmen sie die Kontaktstellen, klopfen das Eis von den Leitungen. Doch im Hörer bleibt es stumm.

Besteht Grund zur Unruhe? Bis jetzt nicht. „Im Postenbereich keine Vorkommnisse!" Für sie eine Routinemeldung, für den Zugführer jedoch eine wertvolle Information. Schon in Sekunden kann es anders aussehen.

Der Höhenunterschied zwischen der Grenzkompanie und der Geißenwiese beträgt 300 m, die Wegstrecke ist um

ein Vielfaches länger. Dazwischen liegen Felsklippen, Schluchten, Geröll.
Mit Werkzeug und Steigeisen behangen, der eine trägt die etwa 16 kg schwere Kabelrolle auf dem Rücken, arbeiten sich zwei Genossen des Nachrichtentrupps vorwärts. Störungssuche. Immer wieder verhakeln sich ihre Skier im schneeverwehten Unterholz. Dann gleiten sie mal ein Stück, kraxeln jedoch bald den nächsten Hang hinauf. An jeder Sprechstelle halten sie, schließen das Hör- und Sprechgerät an und fragen: „Kommt Ruf an?" Sie wünschen sich auf diese Frage endlich mal keine Antwort; dann hätten sie die Störung gefunden. Doch die Kompanie meldet sich. Sie klettern weiter.
Erst an den Reiherklippen, nahe der Geißenwiese, schweigt auch ihr Hörer. Erlöst wechselt der Truppführer die Skier gegen die Steigeisen aus. An den Isolatoren ist die Leitung gebrochen. Der Frost. Nur wenige Handgriffe, und der Schaden ist behoben. Sie klopfen noch das Eis von den Drähten, dann melden sie der Kompanie die ausgeführte Reparatur. Erleichtert treten sie den Rückmarsch an.
Ob die Grenzposten auch an ihre beiden Genossen vom Nachrichtentrupp denken, wenn sie die ruhige Stimme ihres Zugführers wieder hören können? *E. G.*





SICHER gelandet

Fortsetzung von Seite 61

ist es natürlich möglich, das Kompressionsverhältnis auf 9 oder 10 zu 1 zu erhöhen. Dieser Rolls-Royce-Motor ist auf diese Art verändert worden. Das steht fest. Jetzt zum zweiten Umstand. Es nützt nichts, das Kompressionsverhältnis zu ändern, wenn man nicht gleichzeitig einen Treibstoff mit einer hohen Oktanzahl hat. Wer hat sich um das Benzin gekümmert? Nicht der Vicomte! Er hatte immer im Oberstock genug zu tun, um die Offiziere bei guter Laune zu halten. Sie, Marcel, beschafften es – und Ihre deutschen Freunde brachten es speziell für Sie in den Tanks ihrer Stabsfahrzeuge mit."

„Wie wollen Sie das beweisen? Es war so, daß es dort manchmal Flugbenzin reichlicher gab als normales Benzin, weil ein Flugplatz in der Nähe war."

Ich lächelte ungläubig und sah ihn dabei durchdringend an. Er versuchte, meinem Blick standzuhalten, aber seine Augen flackerten, und schließlich senkte er die Lider.

„Und hier ist der dritte Fakt, Marcel. Schauen Sie sich diese Karte Ihres schönen Frankreichs an. Sehen Sie, ich habe die Route eingezeichnet, die Sie geflogen sind. Hier zum Beispiel – Sie erwähnten es eben selbst – verläuft sie nur ein paar Kilometer von einem deutschen Jagdfliegerstützpunkt entfernt. Dort, bei Le Treport, führt sie wieder fast genau über einen anderen Luftstützpunkt der Nazis. Wo Sie die Küste kreuzten, sind Flak-Batterien konzentriert. Aber kein Schuß wurde abgefeuert, als Sie langsam darüber hinwegflogen. Keine Messerschmitt oder Focke-Wulf fing Sie ab. Sie hätten ein Dutzend Mal abgeschossen werden können, bevor Sie überhaupt den Kanal erreichten. Aber Sie konnten unbehindert fliegen. Und warum? Weil die Deutschen darüber Bescheid wußten und Befehl bekommen hatten, Sie durchzulassen."

„Und warum sollten die Nazis zwei Patrioten flüchten lassen?" fragte er höhnisch.

„Nur einen Patrioten, Marcel, nämlich den Vicomte. Sie, der andere, waren ein Nazi-Agent. Ich betone: Sie *waren*! Als Sie das erste Mal von dem kühnen Vorhaben Ihres Chefs erfuhren, hatten Sie nichts Eiligeres zu tun, als dies Ihren Auftraggebern mitzuteilen. Von dort wurden Sie ermächtigt, den Vicomte zu ermutigen und ihm zu helfen. Wenn der Flug mißlang – nun, so war das Pech – Ihr Pech. Ich weiß noch nicht, wieso die Nazis Sie so fest in der Hand haben, daß Sie Ihnen dieses Risiko zumuten konnten. Aber wenn Sie durchkamen, dann konnten Sie den Nazis sehr nützlich werden. Wer würde einen Mann verdächtigen, der sein Leben riskiert, um nach England zu kommen? Der Irrtum Ihrer Leute besteht darin, daß Sie glauben, wir würden uns mit einer guten Legende zufrieden geben. Aber wir verdächtigen jeden Flüchtling so lange, bis er seine Unschuld beweisen kann. Nun, Herr Marcel, wollen Sie mir nicht Zeit ersparen und ein offenes Geständnis ablegen?"

Aber Marcel war aus hartem Holz. Er gab nichts zu und beteuerte seine Unschuld. Die gerichtliche Klärung seines Falles wurde durch die Umstände so verschleppt, daß es in England nie zu einem Urteil kam. Er wurde in Untersuchungshaft gehalten und 1945 an Frankreich zur Verurteilung ausgeliefert.

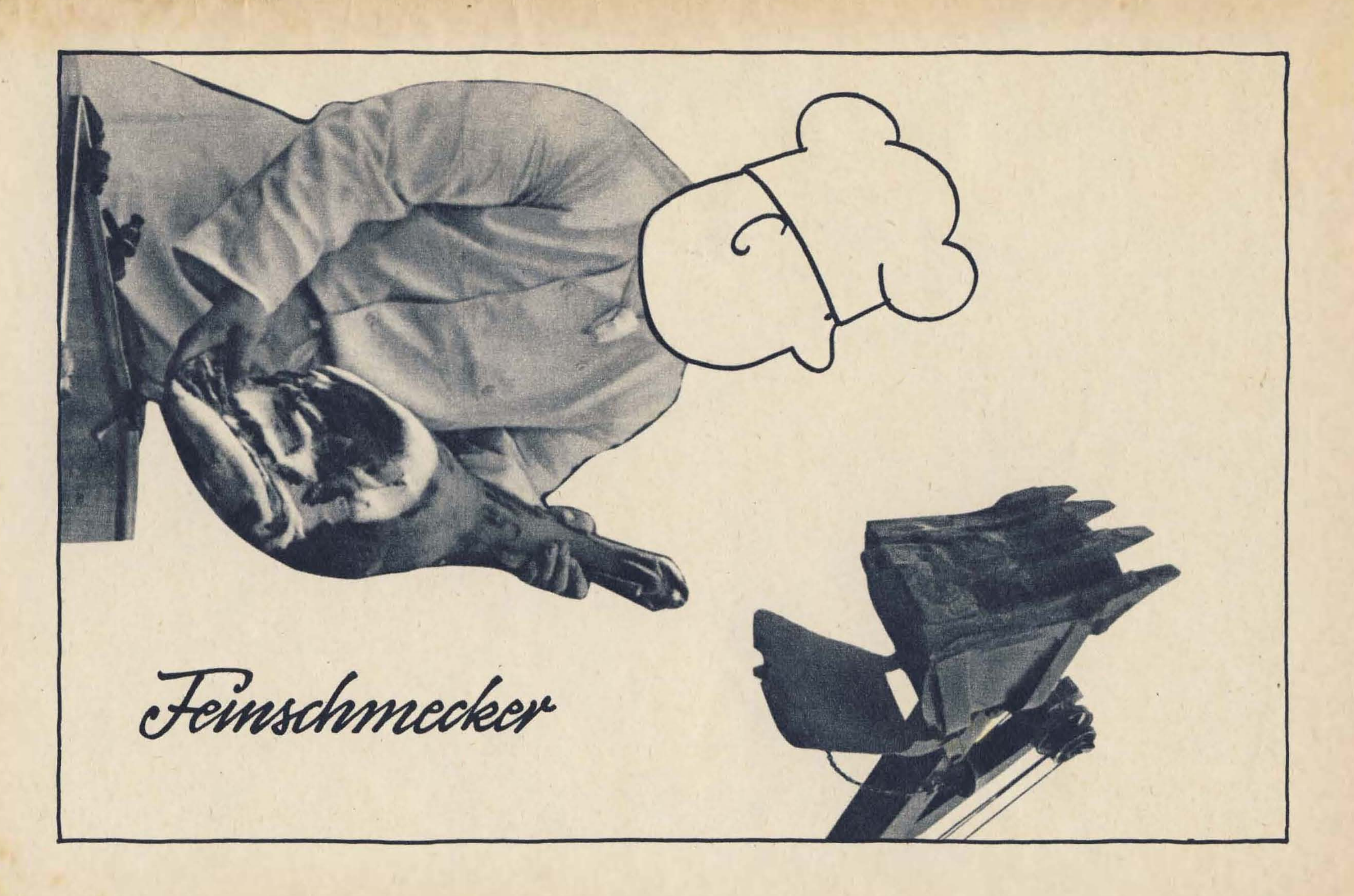
Was den Vicomte anbetrifft, so schloß er sich den Freien Französischen Streitkräften unter de Gaulle an und kämpfte in Nordafrika, wo er verwundet wurde. Leider habe ich nicht verfolgt, was schließlich mit seinem Monstrum von Flugapparat geschehen ist. Aber von Rechts wegen müßte es im Londoner Aeronautischen Museum einen Ehrenplatz erhalten zwischen all den anderen Trophäen jener kühnen Luftfahrtpioniere, die sich aufschwangen und flogen.

Deutscher Militärverlag · Redaktion „Armee-Rundschau" · Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag · Postanschrift: 1055 Berlin, Storkower Straße 158, Postschließfach 7986, Telefon 53 07 61 · Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Auslandskorrespondenten: Oberst W. G. Radtschenko und Oberstleutnant E. A. Udowitschenko, Moskau; Oberstleutnant A. Kolodziejczyk, Warschau; Oberst J. Schaulow, Sofia; Major J. Cervený, Prag; Major R. Kutas, Budapest; Oberstleutnant I. Capet, Bukarest · „Armee-Rundschau" erscheint monatlich · Preis: 1,– M · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Bezugsmöglichkeiten: In der DDR über die Deutsche Post und den Buch- und Zeitschriftenvertrieb, 102 Berlin, Rungestr. 20; in den sozialistischen Ländern über den jeweiligen Postzeitungsvertrieb; in allen übrigen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel und die Firma Deutscher Buch-Export und -Import GmbH, DDR–701 Leipzig, Leninstr. 16; in der BRD und Westberlin über den örtlichen Buchhandel und die Firma Deutscher Buch-Export und -Import GmbH, DDR–701 Leipzig, Leninstr. 16 · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG Berlin – Hauptstadt der DDR – und alle DEWAG-Betriebe und -Zweigstellen in den Bezirken der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Gesamtherstellung: Interdruck, Leipzig III/18/97 · Gestaltung: Horst Scheffler

Redaktionsschluß: 8. 11. 1971



Fotos: Uhlenhut (17), S. 8, 10, 11, 12, 20, 22, 50, 51, 76, 77; Gebauer (25), S. 4, 5, 32, 33, 34, 35, 36, 52, 53, 54, 55; Geb./Uhlenhut (5), Titel, S. 92, 93; Pawelec (3), S. 15, 87, Rücktitel; DEFA/Wenzel (1), S. 19; ZB (19), S. 26, 27, 42, 43, 44, 45, 47, 64, 65, 66, 67, 68, 69; Hemmo (1), S. 30; TASS (2), S. 31; Syndoman (9), S. 38, 39, 40, 41, 42, 62; Archiv (16), S. 42, 43, 70, 71, 74, 75, 82, 83, 84, 85; Kronfeld (1), S. 66, 67; Bach (1), S. 71; Backmann (3), S. 74, 75; MBD/Walzel (1), S. 78, 79.


Feinschmecker


ARMEE
Rundschau
31 036